JESUS VON NAZARETH IN SEINER GESCHICHTLICHEN LEBENSENTWICKLUNG

Wilhelm Hess

Jesus von Nazareth

in seiner geschichtlichen Lebensentwicklung.

Jesus von Nazareth

in seiner geschichtlichen
Lebensentwicklung

dargestellt

von

Wilhelm Heß.

Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1906.

Vorwort.

Die vorliegende Veröffentlichung sollte ursprünglich die historisch-kritische Erläuterung meines Einheitsevangeliums bilden und diesem als Anhang beigegeben werden. Allein die Tatsache, daß diese geschichtliche Illustration von Anfang an im Erzählungsstil gehalten war, in Verbindung mit dem auch vom Verleger gebilligten Entschluß, das Einheitsevangelium mit keinerlei subjektiver Zutat zu belasten, führten zu einer völligen Emanzipation des beabsichtigten zweiten Teils. So ward der Plan gezeitigt, das Leben Jesu im urkundlichen Evangelienwortlaut durch ein populärgeschichtliches, aber allen wissenschaftlichen Anforderungen genügendes Leben Jesu zu ergänzen, das nicht bloß den einzigartigen Charakter Jesu erfassen, sondern namentlich auch dem inneren und äußeren Entwicklungsgang seines Lebens gerecht werden sollte. Die Betonung des geschichtlichen Pragmatismus, der über den vielen theologischen Detailfragen in der Regel zu kurz kommt, erschien mir als besonders lohnenswerte, zugleich aber auch durch das Einheitsevangelium erleichterte Aufgabe. Daraus ergab sich mir aber auch das Bedürfnis, namentlich in den entscheidenden Hauptfragen des Lebens Jesu einen festen und

selbständigen theologischen Standpunkt einzunehmen. Sensationelle Beeinflussung liegt mir dabei ferne. Ich wünsche mir vielmehr Leser, die nicht überall leichthin zustimmen, sondern ihre Liebe zu dem weltbeherrschenden Nazarener auch mit der Fähigkeit eigener Prüfung und Überzeugung verbinden. Meine Doppelbehandlung des Lebens Jesu mag hierzu beitragen.

München, den 1. April.

W. Heß, Professor a. D.

Inhaltsübersicht.

Das weltgeschichtliche Lebens- und Leidensjahr Jesu.

(Kapitel 1—21.)

Einleitung. Das Werden in der Stille.

Mit dem Verständnis für die religiöse und geschichtliche Bedeutung der Person Jesu rückt auch die Literatur über „das Leben Jesu" immer mehr in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Mit wachsendem Erfolg bemüht sich dabei die Forschung, ein möglichst zuverlässiges menschliches Geschichtsbild Jesu zu zeichnen. Die jetzige Gestaltung unserer Evangelien erschwert bekanntlich diese Aufgabe gründlich, obgleich sie die einzigen Quellen sind, die uns zu Gebote stehen. Zunächst geben sie uns kein zusammenhängendes biographisches Lebensbild, sondern nur eine Summe von Reden und Taten, die oft in keinem, oft nur in einem losen oder verschobenen Zusammenhang stehen. Diese Perikopen entstammen, soweit sie nicht Sondergut des betreffenden Evangelisten sind, entweder dem auf die Mitteilungen des Petrus sich stützenden Markusevangelium, das die anderen Evangelisten in sich aufgenommen haben, oder der Sammlung von Herrenworten, die ursprünglich von Matthäus veranstaltet und namentlich von unserem ersten und dritten Evangelium verwertet wurde. Ein weiterer empfindlicher Mangel der Evangelien besteht darin, daß sie über das Vorleben Jesu uns gänzlich im unklaren lassen. Jesus tritt aus dem geheimnis-

vollen Dunkel, das seine Kindheit und seine Jünglingszeit umschwebt, völlig unvermittelt als Lichtgestalt an die Öffentlichkeit. Aber auch sein kurzer Wandel im Tageslicht der Geschichte genügte den Evangelisten nicht. Sie umrankten sein Leben mit Mythen und machten zudem aus den Evangelien ein Widerspiel des urchristlichen Glaubens und ihrer eigenen Wünsche und Hoffnungen. Namentlich glaubten sie, die Verehrung seiner Person und seines Werkes durch einen wunderbaren Eingang und Ausgang seines Erdenwallens sichern zu müssen. Aber trotz alles berechtigten Vorsehungsglaubens ist es für denkende Christen unannehmbar, ja unerträglich, im Mittelpunkt der Geschichte und Kultur ein überweltliches Wesen zu sehen, wodurch der ganze Geschichtslauf und Jesus selbst nur verdunkelt wird. Zum Glück waren die ursprünglichen Berichterstatter, trotz ihrer Absicht zu erbauen, zu schlicht und ehrlich, um die geschichtlichen Züge des Meisters verwischen zu können oder zu wollen. Sie beschränken sich darauf, die Überlieferung ohne Sonderauffassung im volkstümlichen Stile wiederzugeben. Auch später fand, wenn wir von dem geistreichen johanneischen Evangelium absehen, ungeachtet aller Zusätze und Abänderungen keine eigentliche Übermalung des Christusbildes statt. Und so tritt denn aus den drei ersten Evangelien, die mehr oder weniger geschichtlichen Charakter haben und ihrer Ähnlichkeit wegen die synoptischen heißen, als Held der religiösen Erzählung ein nichts weniger als schwankendes Charakterbild hervor, vielmehr eine klar umrissene Individualität, deutlich genug, um sofort als geschichtlich empfunden zu werden, mächtig genug, um trotz aller mitwirkenden Irrungen die Entstehung des Christentums begreiflich erscheinen zu lassen. Die überragende Größe dieser Persönlichkeit wird um so fühlbarer, wenn wir be=

denken, daß, wie jetzt fast allgemein anerkannt ist, ein einziges Jahr genügte, um das Werk zu vollenden und die seitherige Kulturwelt aus den Angeln zu heben. Um so mehr müssen wir uns getrieben fühlen, auf Grund einer richtigeren und durchsichtigeren Textgestalt das Geschichtsbild Jesu zu erfassen.

Fragen wir zunächst nach dem Werden Jesu und den geschichtlichen Voraussetzungen seines Wirkens, so steht vor allem fest, daß er aus kleinbürgerlichen Kreisen und aus einer kinderreichen Familie stammte. Schon dadurch hat der Glaube kein vernünftiges Interesse mehr an einer übernatürlichen Geburt, welche wie bei der Geburt Buddhas die Menschwerdung des Unendlichen versinnlichen sollte. Seit in der ältesten Urkunde, der jüngst auf dem Sinai entdeckten syrischen Evangelienübersetzung („Syrsin"), Joseph als der leibliche Vater Jesu in dem Geschlechtsregister des Matthäus aufgeführt wird, ist ohnehin über diese Frage jedes weitere Wort überflüssig. Der Geschichte zufolge wurde Jesus, und zwar vermutlich einige Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung, geboren als der Sohn des Bauhandwerkers Joseph und der Maria, die zu Nazareth in Galiläa ihre Heimat hatten. Er wuchs auf in einem Geschwisterkreis von weiteren vier Brüdern und mehreren Schwestern. Auf geistige Begabtheit auch der Brüder läßt die Tatsache schließen, daß einer derselben, Jakobus, später das hochangesehene Haupt der Christengemeinde in Jerusalem wurde (Gal. 1, 20). Zur Zeit des Auftretens Jesu war sein Vater schon verstorben, wie wir aus seiner späteren Nichterwähnung schließen müssen. Es ist richtiger, dessen Beruf als „Tekton" mit dem Baugewerbe in Verbindung zu bringen, da Zimmermannsarbeit in dem holzarmen Palästina nicht in Betracht kam und die Gleichnisse Jesu vielfach dem Bauhandwerk entnommen sind.

Die Überlieferung, daß Jesus das Gewerbe seines Vaters betrieb, ist begründet (Mark. 6, 6). Wichtiger als diese äußeren Beziehungen ist der Blick in seine Geisteswerkstätte. Es liegt im Wesen dieses Lebensgenies, daß die innerlich klarste Persönlichkeit der Welt auch die unerklärlichste ist. Das Beste an ihm läßt sich nicht erklären, weder sein geistiges Werden noch das geistige Sein des gereiften Mannes. Die Bemühungen, ihn zum potenzierten Juden herabzudrücken, sind noch immer gescheitert. Seine unleugbare Geistesbildung war schon seinen Zeitgenossen ein Rätsel, denn Jesus war Autodidakt (Mark. 6, 2; Joh. 7, 15). Elternhaus, Natur und heilige Schrift, anderseits die jüdische Leseschule, die Synagoge und der Einfluß wahrhafter Israeliten (Joh. 1, 47) waren die einzigen Lehrmeister des heranwachsenden Knaben, von dem die Schrift bezeugt, daß er nicht bloß an Wuchs und Alter zunahm, sondern auch an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen (Luk. 1, 80; 2, 52). Normal war vor allem seine körperliche und geistige Gesundheit. Wir vermögen uns Jesus weder krank noch launisch oder sentimental zu denken. Sein Wesen war klar und wahr. So war auch gewiß seine Frömmigkeit ein normales Wachstum, frei von aller Einseitigkeit und Überschwenglichkeit. Und die Gnade, die er bei den Menschen fand, dürfen wir wohl zurückübersetzen in eine allbezwingende Liebenswürdigkeit des jugendlichen Menschensohnes. Beleuchten wir kurz die einzelnen in Betracht kommenden Faktoren. Das Elternhaus erzog Jesus zu einer echten, ungefärbten Frömmigkeit, freilich in den strengen Banden des Gesetzesgehorsams und in den engen Schranken der überlieferten Sitte. Unwillkürlich tritt hier die anziehende, geistreich kombinierte Erzählung von dem zwölfjährigen Jesusknaben vor unsere Seele (Luk. 2, 40—51). In dem reiferen

Alter, in welchem der israelitische Knabe „unter das Gesetz getan" und erstmals zum Tempelbesuch zugelassen wurde, zog Jesus mit seinen Eltern von seiner Vaterstadt Nazareth zum Passahfest nach Jerusalem. Was uns hier erzählt wird von seiner Selbstvergessenheit, von seinem aufmerksamen Zuhören und seinen der Lehrsitte entsprechenden Fragen und Antworten, die jedermann durch ihre frühreife Genialität überraschten, das alles klingt wahr und überzeugend. Unkindlich ist nur das Wort an seine Eltern: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß im Eigentum meines Vaters?" Hier wird ein verfrühtes Sohngottes- und Berufsbewußtsein vorausgesetzt. Im übrigen läßt sich freilich nicht entscheiden, wie es damals in der Seele des schriftbelesenen Knaben wogte und gärte von Strebungen und Ahnungen, welche oft genug von seinen Eltern „nicht verstanden" wurden. Zum voraus sei hier bemerkt, daß Jesus vor seinem Auftreten noch öfter Jerusalem besuchte und wohl auch auf längere Zeit. Woher sonst seine genaue Kenntnis der pharisäischen Lehre und seine sichere, ja überlegene Handhabung der rabbinischen Disputationsmethode? Je häufiger er aber von Jerusalem wiederkehrte, desto mehr ernüchterte sich Jesus von seinem früheren Entzücken und desto mehr dämmerte ihm der Unterschied zwischen Schein und Wesen. — Neben dem Elternhaus wurde ihm auch die Natur eine unerschöpfliche, lebenspendende Lehrmeisterin. Seine Naturbetrachtung war eine durchweg religiöse. Die Natur war ihm von Gottes Geist durchweht, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fallen kann. „Aus Sonnenglanz und Vogelflug und Blumenpracht schaut Jesus das Gleiche heraus, wie aus der Flutwelle, die ein menschliches Heimwesen vernichtet: das große Auge der fürsorgenden oder strafenden Allmacht" (Schmidt). Die Natur machte ihn auch zum Meister der

Lehrkunst. Sie war ihm das große Bilderbuch, aus dem er seine Eindrücke und Gedanken schöpfte, um sie in Bilderrede wiederzugeben. So ward ihm „alles Irdische ein Gleichnis". Unrichtig ist, daß Jesus das ästhetische Naturempfinden nicht gekannt habe, da er doch der Meinung war, daß Salomo in all seiner Pracht nicht gekleidet gewesen ist wie eine der Lilien auf dem Felde. Nur das mag zugegeben werden, daß bei der übergroßen Wucht und Fülle seiner Ideen für eine selbständige Naturanschauung kaum mehr viel Raum bleiben konnte. Als sehr charakteristisch muß bemerkt werden, daß er die Weltdinge genau nach ihrer psychischen Bedeutung und ihrem Ewigkeitswerte einschätzte. Er begeistert sich nicht für die unbeseelte Natur, für die ewigen Berge und Gottes Brünnlein, wie die alttestamentlichen Sänger, wohl aber hat er ein offenes Auge für die Entwicklung der Senfstaude oder des Feigenbaums, für das Treiben der Vögel oder der Füchse, vorab für den Menschen, seine zeitlichen und ewigen Bedürfnisse. Im übrigen mag es genügen, daß Jesus, wie kein anderer, unmittelbar in und mit der Natur lebte und sich gestärkt und erhoben fühlte, wenn er zu seiner inneren Sammlung in die Einsamkeit der Berge flüchtete. Von ästhetischer Naturschwärmerei kann im Altertum ohnehin nicht die Rede sein. — Das wichtigste Bildungsmittel war aber für Jesus die heilige Schrift. Er kannte das Gesetz in allen Höhen und Tiefen, allein je länger er las, desto weniger las er kritiklos. Vielmehr schied er frühe zwischen seiner ewigen und vergänglichen Seite und nahm nur das an, was seinem eigenen Wesen entsprach. So gelangte er dahin, die Forderungen des Gotteswillens zu lösen von dem vergänglichen Inhalt des Zeremonial- und Ritualgesetzes. Dieses ließ er anfänglich auf sich beruhen, ohne es zunächst grundsätzlich zu be-

kämpfen; das Gottesgesetz aber befreite er vom bloßen Legalitätsstandpunkt, um es in die reine Sphäre echtester Sittlichkeit und Frömmigkeit zu erheben. Dabei wäre für Jesus nie und nimmer die moderne Frage aufgetaucht, ob Sittlichkeit ohne Frömmigkeit bestehen könne. Auf der Höhe seines harmonisch entwickelten Menschentums floß beides in eins zusammen. Und diesen Stempel hat er auch der christlichen Religion so unauslöschlich aufgedrückt, daß seitdem die Einheit von Frömmigkeit und Sittlichkeit zu ihrem innersten Wesen gehört. In dieser Auffassung bestärkte ihn namentlich der Geist der Psalmen und Propheten. Ihr ethischer Monotheismus, ihr siegesfroher Ausblick auf die zielbewußte Gottesführung entsprach dem eigensten Denken und Wesen Jesu. So wundert es uns nicht, in Form und Inhalt seiner Verkündigung Anklänge an Psalmen und Propheten wiederzufinden. Er zitiert die Propheten selten; aber ihr Geist lebt in verjüngter Gestalt in ihm auf, also daß wir bald die wehmütigen Monologe eines Jeremia, bald die jubelnde Frohbotschaftsverkündigung eines Jesaja zu vernehmen glauben. Trotz dieser unvergleichlichen Vertiefung in den Schriftgeist scheint Jesus nur in seinen selteneren Synagogenvorträgen aus der Schrift und über die Schrift gepredigt zu haben. In der Hauptsache war nachmals seine Predigt wesentlich Zeitpredigt, beherrscht von der brennenden Frage des Reiches Gottes, vorgetragen unter Gottes freiem Himmel inmitten einer wachsenden Reichsgottesgemeinde und getragen von der Gedankenfülle des eigenen Genius. Daß es so kam, war aber die Folge von dem überraschenden Auftreten Johannes des Täufers. — Aus dem Gesagten erkennen wir die wesentlichen Voraussetzungen des Werdens Jesu. Alle die erwähnten Momente drängten auf religiöse Reflexion und innere Konzentration. Nur

unter dem Volke des Gesetzes und der Propheten mit seinen allbeherrschenden theokratischen Ideen, nur in einer reinen und starken Natur, nur in einfacher sozialer Umgebung ohne den Einfluß einer übermäßigen oder gar erdrückenden Kultur konnte Jesus in seiner Vatergemeinschaft sich selbst erleben und andern zum Erlebnis werden. Als griechischer Jude oder unter den komplizierten Verhältnissen Roms oder Alexandriens ist er nicht vorstellbar. Daß Jesus nach den Völkerstürmen und Völkerwechseln, die über Galiläa ergingen, wahrscheinlich überhaupt kein jüdisches Blut in sich trug, fällt nicht sehr ins Gewicht. Wichtiger sind die Naturbedingungen und die sozialen Verhältnisse, unter denen das Genie aufwächst. So fand auch der jugendliche Jesus in der kleinen Landstadt Nazareth in der Hauptsache, was er brauchte, Ruhe und Freiheit zu seiner Entfaltung. Und ertönte später da und dort die verächtliche Frage: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“, so gibt das Leben Jesu und die Geschichte darauf die einladende und eindringliche Aufforderung: „Komm und sieh es!“

Das weltgeschichtliche Lebens- und Leidensjahr Jesu.

Erstes Kapitel.

Die Zeit der Vorbereitung.

Zur Jugendzeit Jesu war die Messiaserwartung, eine Frucht der von Israel beanspruchten und zäh festgehaltenen theokratischen Ausnahmestellung, infolge des politischen und sozialen Elends aufs höchste gesteigert. Sie fand in Johannes dem Täufer einen feurigen Verkündiger. Plötzlich und unvermittelt taucht seine eliasartige Asketengestalt am Jordan auf, nach der Tradition in der Nähe von Jericho. Es muß frühestens im November gewesen sein; denn noch im Oktober brütet unerträgliche Hitze in der Jordansteppe. In Johannes erneuerte sich der Geist der Propheten nach der Seite des Gesetzesernstes wie der Heilsverkündigung. Was ihn von den Propheten unterscheidet, ist sein asketisches Auftreten und die starre, felsenfeste Energie seines Wesens, mit der er Buße predigte und den Widerstrebenden das messianische Gericht verkündigte. Ohne Zweifel war es Johannes' Ernst mit seiner Bußpredigt, wenn er sich sogar nicht scheut, dem festgewurzelten Nationaldünkel der Juden entgegenzutreten: „Redet euch nicht ein, Abraham zum Vater zu haben. Denn ich sage euch, Gott kann dem

Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken." Erwägt man alles in allem, so war es wohl weniger ein sittlich schlechtes als ein unterdrücktes und geistig geknechtetes Volk, das Johannes zur Buße rief. Von den Willigen verlangt er, daß sie ihren Entschluß zur sittlichen Läuterung durch die Reinigungstaufe symbolisch bekräftigen, und verheißt ihnen die Geistesausgießung als die persönliche Weihe der Reichszukunft. Seine Zukunftserwartung steigerte sich zur sicheren, fast fanatischen Erwartung von der unmittelbaren Nähe des Messias und des Gottesreiches, zu dessen Herbeiführung er sich allerdings nicht selbst berufen fühlte. Daher sein Hinweis auf den kommenden Mann. Das Gottesreich oder genauer die Gottesherrschaft war kein von Johannes oder Jesus entdeckter Begriff, sondern eine bekannte und volkstümliche Vorstellung von Zukunftshoffnungen, die sich keineswegs auf das religiös-sittliche Gebiet beschränkten, sondern namentlich auch einem sozialen und politischen Glücksideal entsprachen. Der Sturz der Römer und die Welthegemonie der Juden gehörte vor allem, wenn auch zum Teil vorsichtig verhüllt, in dieses jüdische Zukunftsprogramm. Man muß gestehen, inmitten des nationalen Zerfalls hat dieser starre, siegesgewisse Glaube an Israels glänzende Zukunft etwas Großartiges, fast Unheimliches. Man begreift, wie Jesus in der Zukunft seines Volkes lebend sich von der neuen Kunde des Johannes ergriffen fühlen mußte. Er begrüßte sie als eine Himmelsbotschaft (Mark. 11, 30). So entschließt er sich, der allgemeinen Bewegung folgend sich taufen zu lassen. Es ist überflüssig, sich darüber zu wundern. Auf das Taufsymbol an sich kann Jesus keinen großen Wert gelegt haben. Er hat nachmals weder selbst getauft noch seinen Jüngern einen Taufbefehl hinterlassen. Er folgt einfach dem hoffenden Zug der Zeit und seinem Solidaritätsgefühl.

„Als jedermann sich taufen ließ," meldet Lukas, da kam auch Jesus an den Jordan, und nach Matthäus (3, 15) soll er geäußert haben: „Also ziemt es sich, alle Gerechtigkeit zu erfüllen." Mit der Taufe betreten wir im Leben Jesu erstmals den geschichtlichen Boden. Sie ist die Brücke, die von Johannes zu Jesus führt, denn sicher ist, daß Jesu Auftreten durch das des Johannes bedingt und veranlaßt ist. Ein inneres Erlebnis bei der Taufe wird für Jesu Leben und Schicksal entscheidend und bringt die stillen Ahnungen von Nazareth zur Reife. Er sieht beim Aufsteigen aus dem Jordan den Himmel offen und vernimmt innerlich die Gottesstimme, die ihm die messianische Psalmstelle (2, 7): „Du bist mein Sohn" ins Gedächtnis ruft. Daß es sich nicht um sinnliche Vorgänge gehandelt haben kann, beweist der spätere messianische Zweifel des Johannes. Wie aber erklärt sich der psychologische Vorgang? Am Jordan angelangt, sieht Jesus, wie das Volk sich gedankenlos und gewohnheitsmäßig zur Taufe drängt, er hört die aufrichtigen und doch voraussichtlich wenig erfolgreichen Bußrufe des Täufers. Da fühlt er, daß man tiefer in die Herzen greifen müsse, und daß er seinem Volke etwas ganz anderes sein und werden könne als der Sittenprediger im härenen Gewande. Da, als er aus den Fluten emporsteigt zum Tageslicht, vernimmt er den inneren Ruf und weiß, wozu ihn der Vater berufen hat. Er soll der Größere sein, auf den Johannes hinwies, er soll sein Werk vollenden. Das war in dem gärenden Geistesleben Jesu ein plötzliches Aufleuchten innerer Klarheit, ein erwachendes Messiasbewußtsein, nur daß sich Jesus im Augenblick über die Natur seiner Messianität noch nicht völlig klar war. Der plötzliche Durchbruch erinnert an die Sendung des Paulus vor Damaskus. Nur bedurfte es bei Jesus keiner Umkehr, auch keiner eigentlichen Vision, denn was von dem er-

schauten Herabkommen des Geistes in Gestalt einer Taube berichtet wird, das gehört zur Erzählungsform des Evangelisten, der eine Berufung nicht ohne sinnliche Geistesmitteilung sich denken konnte, obgleich der Reine und Starke offenbar zuvor schon mit Geist und Kraft aus der Höhe gesalbt war. Bewegt und erschüttert geht Jesus in die Wüste, vermutlich in die Felseinöde von Juda im Gegensatz zu der verlassenen Steppe. Er muß das Unfaßbare sich erst erklären, das Erlebte sich zurechtlegen. Der Berufung folgen auch quälende Zweifel. Sie sind uns nur in allegorischer Form erhalten. Wir treten sogar für einen Augenblick in das Dämmerlicht des Mythus zurück, wenn wir sehen, wie der Satan Jesus in versuchlicher Weise die Königsherrschaft zu Füßen legt. Tatsächlich stand Jesus damals vor dem Scheidewege, ob er sich den weltlichen Messiaserwartungen seines Volkes anpassen und den Weg des Triumphators wandeln oder ob er dem eigenen, ihm vorschwebenden Messiasideal folgen solle, ebenso ob er das Kommen des Reichs als in der Hand des Vaters stehend nur geistig vorbereiten oder es äußerlich erzwingen solle. Der Ausgang dieser Kämpfe war vorauszusehen. Jesus sagt sich in der Wüste los von der herkömmlichen nationalen Messiasauffassung, die seinem innersten Wesen widersprach. Da verließ ihn der Satan. Vorsichtig setzt Lukas hinzu „eine Zeitlang." Aber nun gilt es auch, die Konsequenzen seiner Entscheidung zu erwägen. Indem Jesus seinen Entschluß faßte, verzichtete er vorläufig auf jeden öffentlichen Messiasanspruch, weshalb er denn auch den Geheilten oder denen, die seine Messianität ahnten, untersagt, ihn bekannt zu machen. Erst mußte er für seine eigentliche Mission Verständnis wecken, ehe er sich als Messias proklamieren durfte. Selbst dann konnte es schwerlich gefahrlos geschehen. Treffend sagt Bousset in

seinem Büchlein über Jesus: „In dem Augenblick, in dem Jesus den Messiastitel öffentlich annahm, machte er die Zukunft zur Gegenwart und führte, wie auch die Geschichte gezeigt hat, die Entscheidung und das Ende herbei." Darin liegt die unvermeidliche Tragik seiner Messianität. Unberechtigt wäre die Vorstellung, daß Jesus bei seiner abweichenden Auffassung auf persönliche Messiasansprüche überhaupt verzichtet habe. Im Gegenteil. Er verhehlte sich nicht, daß die neue Aera wesentlich auf seiner Person beruhte. Nicht nur sein Glaube war von Anbeginn an messianisch, sondern auch sein ganzes Leben und Wirken war, wie schon sein erstes Auftreten beweist (Mark. 2, 10; 19), von verhüllten Kundgebungen eines Messiasbewußtseins durchzogen, das Jesus nur mit Mühe zurückdämmte. Getragen von diesem Bewußtsein stellt er seine Person hoch über Johannes (Matth. 11, 11), hoch über Könige und Propheten (Luk. 10, 23—24; Matth. 12, 42; 10, 40—41; Mark. 12, 37), hoch über seine Menschenbrüder, von denen ihn sein spezifischer Vaterglaube unterscheidet, indem er es vermeidet, zusammenfassend von „unserem" Vater zu reden. Für sein Wort nimmt er bei jeder Gelegenheit die höchste Autorität in Anspruch. Nachweislich tritt sein Selbstbewußtsein sogar mit der Zunahme seiner Kraft und seiner Aufgabe immer mächtiger hervor; denn immer mehr verflicht er sich in seinem Heilandsberuf bald mit dem Vater (Matth. 11, 25—27), bald mit dem Schicksal seiner Brüder (Matth. 7, 21; 10, 32—33). Eine zweite Konsequenz seiner messianischen Entscheidung war die, daß Jesus zunächst alle Kraft auf die von ihm vertretene Sache, also auf die Verkündigung des Gottesreiches konzentrieren mußte. Auch dabei mußte er sich jedoch eine gewisse Einschränkung auferlegen. Johannes war Apokalyptiker. Er rechnete gleich vielen spätjüdischen Kreisen auf ein plötzliches, über-

natürliches Erscheinen des Reiches Gottes vom Himmel her, da ja ein natürlicher geschichtlicher Umschwung außer aller Berechnung lag. Gewiß teilte Jesus bei seinem Auftreten die hoffnungsfreudige Stimmung der johanneischen Tage, auch zum Teil die Vorstellungen jener Zeit, wenn er den Heroldsruf des Johannes von der Nähe des Gottesreichs wieder aufnahm und weiterpflanzte. Dennoch mußte ihm von Anfang an mindestens ein anderes Tempo der Entwicklung vorgeschwebt haben. Er legte es von vornherein nicht auf ein stürmisches, schwärmerisches Wirken an, da es nicht im Interesse seiner verhüllten Messianität lag, Geister zu entfesseln, die er nicht mehr beschwören konnte. In der Tat wird überliefert, daß Jesus die durch Johannes erweckte stürmische Bewegung mißbilligte und sie, wenn auch anfangs vergeblich, einzudämmen versuchte (Matth. 11, 12). So entstand das neue Dilemma, daß er unerschütterlich an dem Kommen des Reiches Gottes festhielt, ohne sein baldiges Erscheinen allzu lebhaft betonen zu dürfen. Er wollte es aber auch nicht, sondern richtete sich offenbar auf ein längeres didaktisches Wirken ein. Das geschah deshalb, weil er die schon von Johannes für nötig erachtete Vorbereitung der Gemüter weit tiefer faßte als dieser, indem er sich nicht mit gewissenhafter Gesetzesbeobachtung begnügte, sondern von Anfang an auf eine religiös-sittliche Umbildung der Willensrichtung drängte. Für ihn gab es kein Gottesreich ohne Gotteskinder, und er fühlte die Kraft, solche zu schaffen. Nehmen wir hinzu, daß überhaupt Jesu freie und kühne Stellung, die er dem Gesetze gegenüber gewonnen hatte, sich nicht zurückdrängen ließ, daß er den Kampf gegen den Pharisäismus gewiß schon lange als eine Notwendigkeit vor Augen sah, noch ehe er sich zu Höherem berufen fühlte, so folgt aus alledem, daß Jesus trotz aller messianischen Aufregungen des Augenblicks

und trotz seiner Anknüpfung an das stimmungsvolle Auftreten des Johannes sich in der Hauptsache in den Bahnen einer religiös-sittlichen Reichspredigt bewegen mußte, was auch vollständig den Tatsachen entspricht. Wir ahnen zum voraus, daß daraus weitere Phasen seiner inneren Entwicklung hervorgehen mußten, die auch auf seine jedenfalls wandelbare Reichgottesvorstellung nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Die geistige Auffassung seiner Messianität, die Art seines vorbereitenden Wirkens mußte allmählich auch eine Verinnerlichung seiner Reichsgottesanschauungen zur notwendigen Folge haben und auch ihnen den Stempel seiner Originalität aufdrücken. Auch war er wie alle Genies viel zu sehr ein krafterfüllter Gegenwartsmensch, um sich mit apokalyptischen Erwartungen und der passiven Rolle des Wartens begnügen zu können. Aus allen diesen Gründen begreift es sich, daß die beginnende Reichspredigt Jesu, obgleich sie von dem gleichen Punkte der Verkündigung der Reichsgottesnähe ausging, sich wesentlich anders gestaltete als die des Johannes. Was bei diesem ein aufregender Fanfarenruf war, der seinen Zweck sehr bald erschöpft hatte, das ging bei Jesus alsbald in eine Fülle von Melodien über, welche die Welt ergriffen und heute noch nachklingen. Auch äußerlich erwies Jesus seine volle Selbständigkeit. Nicht im Prophetenmantel tritt er auf, sondern im schlichten Gewande eines wandernden Rabbi, aber die Brust geschwellt von heiligen Gottesgedanken und sehnenden Zukunftshoffnungen. Unmittelbar nach seinen Versuchungskämpfen war es aber noch nicht Zeit, öffentlich hervorzutreten. Jesus kehrte damals in die Heimat zurück. Er konnte Johannes in seinem Wirken nicht ablösen, ohne von vornherein seine Messiaswürde der Kritik preiszugeben; er wollte es auch nicht, denn Johannes hatte das Recht sich auszuleben. Als dieser aber von Herodes

Antipas aus Furcht vor seiner politischen Bedeutung verhaftet und in die Bergfeste Machärus am toten Meer verwiesen worden war, da war auch für Jesus der Augenblick des Handelns gekommen. Er hatte inzwischen Zeit gehabt, sich zu überlegen, daß die schöne und fruchtbare Landschaft Galiläa den günstigsten Boden für seine Wirksamkeit abgeben werde, nicht nur weil er selbst Galiläer war, sondern auch weil hier eine Bevölkerung lebte, die, aus den verschiedensten Heidenvölkern hervorgegangen, national noch nicht völlig judaisiert war und religiös noch nicht so gänzlich vom Pharisäismus unterjocht schien wie Judäa. Der bewegliche, wagemutige Geist der Galiläer mußte ihm vielversprechend erscheinen. Als Ausgangspunkt seines Wirkens ersah er sich Kapernaum, eine blühende, im Nordwesten des Sees Genezareth gelegene Stadt, die dieser Lage an der großen Verkehrsstraße von Damaskus nach Ptolemais ihren Aufschwung verdankte. Und so zieht er denn, ungefähr dreißig Jahre alt (Luk. 3, 23), also in jenem Alter, das durch das jüdische Herkommen für das Auftreten der Rabbinen üblich war, innerlich fertig und gereift nach dem See, um dort den Ruf zu erheben: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe."

Zweites Kapitel.

Der erste Tag von Kapernaum.

Das Herabsteigen Jesu von Nazareth nach Kapernaum leitet das eigentliche „Evangelium von Jesus" ein, die Zeit seines öffentlichen Wirkens. Erst mit diesem Zeitpunkte beginnen die persönlichen Erinnerungen des Petrus, die sich auf Markus übertrugen, so daß wir von hier an, namentlich vom Einzug in Kapernaum an, öfter den Ton des Augen- und Ohrenzeugen vernehmen. Man hat daher

nicht mit Unrecht vermutet, daß das Markusevangelium ursprünglich erst hier seinen Ausgangspunkt hatte. Aus der nachträglichen Voranstellung einer kurzen Einleitung, welche die Taufe Jesu erwähnt und in dürftigster Weise Johannes und die Versuchung Jesu skizziert, würde sich dann die seltsame Überschrift des Markusevangeliums erklären: „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus.“ — — Es war Frühling im Lande, Frühling auch im Herzen Jesu, als er am Ufer des Sees Genezareth seinem Bestimmungsort entgegenwandelte. Am See beginnt er als Rabbi seine Tätigkeit mit Jüngerberufungen. Er gewinnt die beiden Brüderpaare, die bis zuletzt (Mark. 13, 3) seine bevorzugten Gefährten bleiben, auffallenderweise die einzigen, die neben dem Meister eine ganz bescheidene aktive Rolle spielen. Jesus scheint die Fischer Simon und Andreas schon vorher gekannt und durch ihre Vermittlung auch das andere Bruderpaar, Johannes und Jakobus, an sich gezogen zu haben. Wahrscheinlich bestand schon von Nazareth aus bestimmte Verabredung. Ohne einige Vertrautheit mit Simons Charakter hätte er ihm nicht so frühe (Mark. 3, 16) den Felsennamen Petrus beilegen können. Nicht absichtslos trifft Jesus vor Sabbat im Hause des Simon ein, das fortan seinen Wohnsitz und den Mittelpunkt seines Wirkens bilden sollte. Der Sabbat bringt alsbald dem von den Jüngern umgebenen Meister einen gesegneten Eintritt in sein Wirken, der von Markus mit dramatischer Lebendigkeit geschildert wird. Stumme Zeugen dieses Tages sind die in Tel-Hum heute noch gezeigten glänzend weißen Trümmer der einstigen Synagoge. In dieser hielt Jesus seine Aufsehen erregende Antrittspredigt und heilte zum ersten Male einen Geisteskranken, der in seinem verwirrten Seelenleben Jesus am Schluß der Predigt anrief. So fügte es sich, daß gleich beim ersten Auftreten die charakteristische

Doppelseite seines Wirkens in Predigt und Heilung hervortritt. Was er predigte, können wir erraten. Hier war ja die erste Gelegenheit zu seinem Aufruf: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe.“ Dann sprach er von den Anforderungen der neuen Zeit. Völlige Umkehr verlangte er und völlige Umbildung der Gesinnung im Gegensatz zu bloßem Flickwerk und Stückwerk. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören nämlich hierher, wie zuerst Lincke vermutet, die Gleichnisse von der Unzulänglichkeit eines alten Kleides, das mit einem neuen Lappen ausgebessert werden soll, und von den alten Schläuchen, die dem neuen Wein nicht standhalten können (Mark. 2, 21 bis 22). Diese Gleichnisse sind von durchschlagender prinzipieller Bedeutung und passen nicht in den jetzigen biblischen Zusammenhang. In ihnen wendet sich Jesus im Grunde ebenso gegen die unzureichende Asketik des Täufers, wie in reformatorischer Weise gegen die Religionsveräußerlichung und die überlebten Formen der rabbinischen Theologie. Schließlich scheint Jesu Predigt im Geiste seiner Zeit von der Notwendigkeit des Kampfes gegen die Satansherrschaft gesprochen zu haben, wodurch die Aufregung des Geisteskranken zur Genüge erklärt wird. Dieser identifizierte sich nämlich mit dem, wie er glaubte, in ihm wohnenden bösen Dämon. Daher seine Furcht und die Bitte um Schonung. Ihn bezwang Jesus kraft seiner überwältigenden Autorität. Ähnlichen Eindruck erweckte seine Lehrweise. Jedermann stand unter dem Eindruck einer neuen Lehre und eines berufenen Gottesgesandten. Gegenüber der kleinlichen Manier der rabbinischen Buchstabentheologie fühlte man die originale Kraft des neuen Propheten, bei welchem Persönlichkeit und Lehre sich völlig deckten. — Die Heilung von Simons Schwiegermutter und von anderen Leidenden, die bis spät in den Abend hinein

herzuströmten, vollenden den Eindruck dieses ersten Tages. Man sieht, daß Jesus vom ersten Tage an unter der großenteils aufgedrängten Rolle des Wunderarztes zu leiden hatte. Denn erschöpft und besorgt, die Predigt, seine anerkannte Hauptaufgabe, könne in Krankendienst und Wundersucht untergehen, stiehlt sich Jesus folgenden Tages in aller Morgenfrühe hinweg und sucht die Einsamkeit, um sich im Gebet zu sammeln. So sagt uns schon sein erstes Auftreten: „Hier ist eine im Vollmaß der Gegensätze ganz ungewöhnliche Natur. Gleich neben dem ganzen hingebungsvollen Weltblick steht der weltsatte Rückzug eines Einsiedlers" (Keim).

Drittes Kapitel.

Die ersten Konflikte.

Der erste Tag von Kapernaum wurde typisch für die folgenden Tage. Der steigenden Tätigkeit Jesu entsprach der steigende Zulauf des Volkes. Von Kapernaum aus durchwanderte Jesus die nächsten Umgebungen des schönen, bald von felsigen Bergen, bald von anmutigen Ufergeländen umgebenen Sees. Nur Tiberias, die stattliche Residenz seines Landesfürsten, des Herodes Antipas, hat er befürchteter Konflikte wegen stets vermieden. Im Innersten bewegt von dem herrschenden Volkselend, von Armut, Leibes- und Seelennot, trat er helfend und heilend unter die Menge und verkündete das Evangelium vom Reiche Gottes. Somit glich sein erstes Wirken einer ungetrübten Idylle. Nur einzelne Momente haben die Evangelisten festgehalten. So sieht er zurückgekehrt von seiner Flucht und einer Wanderpredigt von mehreren Tagen oder Wochen sich zu Hause aufs neue von der Menge umringt. Sie bringen ihm einen Gelähmten, der aber des Zudrangs

wegen nicht zu ihm gelangen kann. So schaffen sie ihn denn durch die Außentreppe auf das Dach und lassen ihn hinab. Die Erzählung ist charakteristisch durch ihre Verbindung von leiblicher und seelischer Hilfe. Jesus hatte inzwischen die Leidensgeschichte des Kranken erfahren. Nun sieht er ihm voll Teilnahme in die zerknirschte, schuldbeladene Seele und spendet ihm den Trost der Sündenvergebung. Die Vollmacht dazu erweist er nachträglich durch die Hilfeleistung, durch die Aufhebung der funktionellen Erkrankung, die sich der Leidende, wie es scheint, durch unmäßiges Leben zugezogen hatte. Das Staunen der damaligen Augenzeugen überträgt sich auch auf den heutigen Leser. Aber mit Recht ist man jetzt geneigt, dem ausschließlich psychischen Heilwirken Jesu einen großen Spielraum zuzugestehen. Wir glaubensarmen, willensschwachen Naturen können uns nur schwer einen Begriff bilden, was ein fester, von religiöser Kraft getragener Wille in seiner Wirkung auf den anderen zu leisten vermag. Auch wenn wir alle die unausbleiblichen Übertreibungen und Erfindungen sagenhafter Überlieferung in Abzug bringen, bleibt doch ein großes Heilungsgebiet, auf dem sich Jesus offenbar als Herr und Meister fühlte. Dieses Gebiet aber war nicht einmal seine persönliche Domäne, da glaubhaft versichert wird, daß auch die Jünger (Luk. 10, 17), die Pharisäerschüler (Matth. 12, 27) und fremde Personen (Mark. 9, 38–40) sich gelegentlich nicht ohne Erfolg in ähnlicher Weise betätigten. Es ist das jenes physisch-psychische Krankheitsgebiet, auf welchem ein machtvoller Wille des Arztes, verbunden mit dem unbedingten Vertrauen des Kranken, einen Einfluß zu gewinnen vermag. Es handelt sich also wesentlich um Geisteskrankheit, Tobsucht, Epilepsie und nervöse Krankheitserscheinungen. In solchen Fällen siegte Jesus in seiner

Geistesmacht nicht selten über das Elend, indem er bald einen Tobenden durch freundlichen Zuspruch beschwichtigt, bald Gehorsam fordernd dem bösen Dämon gebietet. Wo Jesus keinen Glauben fand, da hatte auch seine Macht ein Ende (Mark. 6, 5). Das Eindringen des babylonischen Dämonenglaubens in die jüdische, auch von Jesus geteilte Krankheitsvorstellung konnte für die Heilung nur vorteilhaft sein, sofern dadurch der naive Glaube begünstigt wurde. Die Gegenwart bietet manche Analogien dieser Sachlage. Für Jesus bedeutete diese liebeerfüllte, hilfreiche Tätigkeit eine notwendige Ergänzung seiner Seelsorge. Er überschätzte sie nicht, verachtete sogar den rohen Wunderglauben (Matth. 12, 39; Joh. 4, 48); aber unrichtig ist die Annahme, daß sie für ihn keine persönliche Bedeutung gehabt habe. In seiner siegreichen Bekämpfung der Dämonen sieht er das Reich Gottes angebrochen (Matth. 11, 5; 12, 28) und erkennt darin auch für andere eine Glaubensverpflichtung (Matth. 11, 23), obgleich wahrer Glaube durch kein Wunder erzwungen werden kann und soll (Luk. 16, 31; Joh. 12, 37). Sein eigener Messiasglaube bedurfte freilich solcher Stützen nicht. Dieser ruhte tief und fest auf dem Bewußtsein seiner Berufung und dem keusch gehüteten Geheimnis seiner Gottessohnschaft, die für ihn eine Realität, kein bloßer Titel war. Eine solche Lichterscheinung mußte früher oder später von dem Welthaß betroffen werden. So fehlte es bald nicht an Störungen der galiläischen Idylle. Die Berufung des Zöllners Levi und die von ihm ausgehende Einladung gibt den Pharisäern Anlaß zu hämischen Bemerkungen, daß er mit dieser betrügerischen Menschenklasse Tischgemeinschaft pflege. Ähnliche Verwunderung ruft die Wahrnehmung hervor, daß Jesus mit den Seinigen das übliche Fasten am Montag und Donnerstag verabsäume. Ebenso er-

tönten Klagen über die mangelhafte Beobachtung der Sabbatsvorschriften, wozu namentlich ein Fall von Sabbatsheilung gehörte. Vergeblich widerlegte Jesus diese Vorwürfe in schlagender Weise, mitunter unter Berufung auf die eigene Praxis der Gegner. Die Konflikte wiederholten sich beständig, und es war Zeit, daß Jesus wenigstens seine Jünger und Anhänger vor Verwirrung bewahrte und über seine Auffassung von wahrer Gerechtigkeit ins klare setzte.

Viertes Kapitel.

Die Bergpredigt über die neue Gerechtigkeit.

Im Mittelpunkt der Gedankenwelt Jesu steht die Bergpredigt des Matthäus. Wo sie gehalten wurde, ist im Grunde ziemlich nebensächlich. Möglich, daß der Evangelist „der neuen Gesetzgebung" an einen neutestamentlichen Sinai dachte. Will man die Rede jedoch lokalisieren, was unter der Voraussetzung ihrer Geschichtlichkeit nur natürlich ist, so darf man sich immerhin vorstellen, daß sie auf einer Bergterrasse im Rücken der Ebene Gennesar gehalten wurde, wodurch die Angaben des Matthäus und Lukas ziemlich ausgeglichen sind. Aber wurde sie denn gehalten? Das Entzücken, das diese berühmte Rede von jeher erregt hat, ihre Lobpreisung als magna Charta des Gottesreiches, als Evangelium des Evangeliums oder als neues Gesetz des Christentums steht in auffallendem Widerspruch mit der kühlen Sprache der Kritik, welche die Abfassung der urchristlichen Kirche zuweisen möchte, wenigstens den Inhalt der Bergpredigt nicht als geschlossene Rede Jesu anerkennen will. Hier gilt es klare Stellung zu nehmen. Zunächst muß zugegeben werden, daß jene Predigt, die für die Autorschaft Jesu in Betracht kommen kann, sich allerdings nicht deckt mit

den uns erhaltenen Berichten. Es herrscht kein Zweifel, daß die Bergpredigt des Matthäus (Matth. 5—7) durch anderweitige Bestandteile der Redequelle bedeutend erweitert, auch da und dort überarbeitet wurde. Aber auch Lukas (6, 20—49) enthält nicht die ursprüngliche Rede Jesu, und es ist jedenfalls ein unglücklicher Gedanke, sie um ihrer Kürze willen als solche aufzufassen. Abgesehen von den fremden Bestandteilen, die sich auch hier finden, verstümmelt und entwertet der Redeauszug des Lukas die Bergpredigt, indem er die so charakteristische Polemik ausschließt, weil sie für heidenchristliche Leser geringeren Wert haben mochte. Dadurch wird die Bergpredigt ihres Nerves beraubt, überdies in wichtigen Teilen für herrenlos erklärt. Die Volksstimme, die in solchen Fällen ausschlaggebend ist, wird sich niemals mit der abgeschwächten Moralpredigt des Lukas begnügen, sondern immer auf die Matthäuspredigt zurückgreifen, die in ihrer Lapidarschrift uns mächtig zu Herzen redet. Wer sich in ihren Eindruck vertieft, darf kühn behaupten, daß es sich in der Hauptsache um echte Worte Jesu handelt. Die gesunde Polemik, die autoritative Sprache mit ihrem scharfen Gegensatz: „Ich aber sage euch", die unbedingte Geltendmachung der sittlichen Forderung, die bilderreiche Sprache, die eingestreuten Paradoxien, das alles sagt uns, daß hier wertvollstes Redegut Jesu vorliegt. Und zwar gehört es an den Anfang seiner Lehrtätigkeit. Das beweist außer der frühen Stellung der Evangelientexte das messianische Zurücktreten der Person Jesu und die Zukunftsrichtung der Reichgottesvorstellung. Somit bleibt nur die Schlußfrage zu erledigen: Handelt es sich um zusammengeschweißte Einzelsprüche oder um eine geschlossene Rede? Der Matthäustext entscheidet für die letztere Annahme. Hier besteht in der Hauptsache deutlicher und ursprünglicher Zusammenhang

in dem Maße, daß, wenn z. B. die Abschnitte über Gesetz und Gerechtigkeitsübung sich zufällig nur in Einzelsprüchen vorfänden, sofort das Bedürfnis entstehen würde, diese Fragmente zur geschlossenen Rede zu gestalten. Daß Jesus die Kunst disponierter Rede abgegangen sei, ist eine in der Luft schwebende Behauptung angesichts seiner Synagogenvorträge, die leider verloren sind, aber doch auf Grund eines Textes sich aufbauen mußten. Jedenfalls hat Jesus nie ohne klare Gedankenfolge gesprochen. Die Meinung, daß er in bunter Folge Sentenzen und Gleichnisse gesprudelt habe, ist nur aus unseren schlechten Textverhältnissen erklärlich. Daß die ursprüngliche Rede mit Seligpreisungen begann und mit dem Gleichnis von zweierlei Hausbau abschloß, ergibt sich aus der Vergleichung beider Berichte. Vergebliches Bemühen ist es, die Textgestalt der Seligpreisungen richtig zu stellen. Weder die sozial gestimmten, durch schroffe Weherufe verstärkten Seligpreisungen des Lukas sind ohne weiteres annehmbar, noch die bunte Reihe der ethischen Seligpreisungen des Matthäus. Man vergesse doch nicht: Jesus war kein Mann langer Einleitungen und rhetorischer Umschweife. Er begann aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mit einer langen Perlenschnur von Seligpreisungen, sondern nur mit wenigen, die seine Zuhörer als einen Kreis von suchenden und empfänglichen Gemütern charakterisieren sollten. Die weitere Rede hielt sich jedenfalls im Rahmen einer Predigt über die neue Gerechtigkeit. Was darüber hinausliegt, wie z. B. die Sprüche über Mammonsdienst, Sorgenwesen und Gebetserhörung gehört nicht in den Verband der Bergpredigt. Etwa um die Hälfte darf diese verkürzt werden, wenn man der Originalrede sich nähern will. Das den Epilog einleitende Gleichnis vom schmalen und breiten Weg entspricht in seiner herkömmlichen Auffassung nicht dem Geiste

Jesu. Dieser pflegte nicht so grob zu differenzieren, daß er nur einfach Fromme und Gottlose kannte. Johannes Müller hat recht: Für Jesus ist der schmale Weg, der gefunden sein will, der Weg der Wiedergeburt im Gegensatz zu der traditionellen Gerechtigkeit, so daß auch der Epilog schließlich das Thema der Bergpredigt festhält. — Was diese neue Gerechtigkeit oder Sittlichkeit betrifft, wovon die Bergpredigt handelt, so ist sie für uns allerdings theoretisch nicht mehr neu. Für Jesus war sie der Ertrag seiner gesamten Lebensanschauung. Von den Einzelheiten absehend, beschränken wir uns auf einige allgemeinere Bemerkungen. Es kann nicht befremden, daß Jesus seine Stellung zum Gesetze berührt. Angesichts seines freien Verhaltens gegenüber den Fasten- und Sabbatsvorschriften mußten viele sich beunruhigt fühlen. Dem gegenüber betont Jesus, uneingeschränkt auf dem Boden des Gesetzes zu stehen. Nicht aufheben will er, sondern aufbauen, den tieferen Sinn und Zweck des Gesetzes verwirklichen. Das bestätigt nur, daß Jesus niemals die Absicht hatte, sich vom Judentum loszulösen und Religionsstifter zu werden. Er will nur die bestehenden Formen mit neuem Geist erfüllen. Freilich läßt sich nicht bestreiten, daß er nachmals das Ritualgesetz überall beiseite schob, daß er sich oft kühn über den Buchstaben hinwegsetzte und mit zunehmender Schärfe der Konflikte die pharisäische Tradition einer vernichtenden Kritik unterwarf. Das Ziel blieb ihm überall, durch eine Reform des inneren Menschen der großen Reformation der Reichgottesverwirklichung die Wege zu bahnen. — Die Betrachtung der Bergpredigt läßt ferner erkennen, daß Jesus die Fähigkeit prinzipiellen Gestaltens in hohem Maße zu Gebote steht, ohne daß er versucht war, ein Moralsystem zu schreiben oder dem Dogmatismus zu verfallen. Diese Fähigkeit erwuchs ihm

nicht aus philosophischer Grübelei, sondern quoll mühelos aus den Tiefen seines Gemüts. So gründet er das Gute durchweg auf die Reinheit der Gesinnung, auf die Güte des Willens und belegt das mit Beispielen. Dadurch wird „das Gesetz Christi" (Gal. 6, 2) zu einem „Gesetze der Freiheit" (Jak. 1, 25) und führt zur Höhe der „Gnade und Wahrheit" (Joh. 1, 17). Das Wesen dieser neuen Gerechtigkeit reicht ins Absolute, „sie trägt die Züge des Vaters". Das beweist die Formel: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist". Rein ethisch und praktisch aufgefaßt gibt er seine Willensmeinung kund in der „goldenen Regel": „Alles was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen." Doch wollte er auch damit durchaus kein äußeres Gebot geben, sondern vor allem selbstloses Leben, in moderner Sprache ausgedrückt „altruistische" Gesinnung einpflanzen. Für die Gerechtigkeitsübung in „guten Werken" stellt er die Forderung auf: Betrachtet sie nicht als ostentativen Menschendienst oder als verdienstvolle Leistung, sondern als natürlichen und anspruchslosen Gottesdienst. Schließlich zielt „das Christentum Christi", das die Bergpredigt beseelt, auf die Tat ab, auf die praktische Bewährung durch das freudige Tun des Gotteswillens. Man sieht, Jesus kennt in seiner Lebensordnung nicht die Moralbezeichnungen „Pflicht, Tugend, Ideal", aber er kennt besser als wir die Sache und weiß auch, den treffendsten Ausdruck dafür zu finden. Im Reiche des Guten lebend zieht er auch uns zum Guten empor, ohne uns niederzudrücken, weil er in der Vaterliebe den Zauberstab besitzt, der die Gerechtigkeit bewirkt, die vor Gott gilt. — Die Energie seines Wesens herrscht auch in der Kraft seiner Sprache, die sich stark in Paradoxien bewegt und auch vor starken Hyperbeln nicht zurückscheut. Arme und Trauernde werden selig ge-

priesen. Der Versuchung gegenüber wird der Rat gegeben, sich lieber ein Auge auszureißen oder den Backen nochmals zum Streiche zu bieten, als sich vom Bösen überwinden zu lassen. Auch das Gleichnis vom Splitter und Balken gehört hierher, wenn es nicht auf sprichwörtlichem Gebrauch beruht. Solche Hyperbeln sind dem Herrn durchaus geläufig. Man denke an den bergeversetzenden Glauben oder an das Kamel, das nicht durchs Nadelöhr gehen kann. Der paradoxen Form bedient sich Jesus auch ohne Hyperbeln mit Vorliebe: Tote sollen Tote begraben (Matth. 8, 22); wer sein Leben finden wird, wird es verlieren (Matth. 10, 39); wer nichts hat, verliert alles, was er hat (Matth. 13, 12); die ersten werden die letzten sein (Matth. 19, 30). Von seiner eigenen Sendung meint er, daß er gekommen sei, das Schwert zu bringen und Haß zu erregen (Matth. 10, 34—35). So mochte schließlich Jesus auch ahnen, daß er, sein Ende und das Fortleben seines Werkes zu einer großen Paradoxie der Weltgeschichte werden könnte.

Fünftes Kapitel.

Jesus und die Art des Johannes.

Von der Bergpredigt zurückgekehrt wurde Jesus unmittelbar darauf in Kapernaum von einem römischen Hauptmann um Hilfe für seinen gelähmten Knecht angegangen. Die sehr natürlich erzählte Szene zeigt große Verwandtschaft mit der späteren Erzählung von dem kananäischen Weibe. In beiden Fällen handelt es sich um einen von Jesus angestaunten Glaubensbeweis von heidnischer Seite, in beiden Fällen um das Problem einer sogenannten Fernheilung. Die Sache liegt wohl ziemlich einfach. Hingerissen von dem festen Glauben der Bittenden,

lebt Jesus der Überzeugung, daß der Vater erhören müsse. Der Erfolg wird freilich mehr vorausgesetzt als dargetan. — In jene Zeit, da noch kein Bruch mit den Pharisäern vorlag, fällt die Einladung seitens eines Pharisäers. Diese Erzählung gibt einen trefflichen Hintergrund ab zur Hervorhebung der Asketik des Täufers, weshalb auch der Evangelist Lukas, der sonst bei der Unterbringung seiner Stoffe große Verlegenheit verrät, diesmal den glücklichen Gedanken hat, Jesus als Sünderfreund mit der Art des Johannes kontrastieren zu lassen. Bei dieser Erzählung drängt sich von selbst die Verwandtschaft auf mit der Salbung Jesu in Bethanien, sofern es sich um eine Salbung handelt. Das Verhältnis beider Erzählungen charakterisiert H. Holtzmann in geistreicher Weise, indem er die Lukasgeschichte als eine Salbung durch eine Unreine im Hause des Reinen, nämlich des Pharisäers, erklärt, während es sich in Bethanien um die Salbung seitens einer Jüngerin im Hause des Unreinen, nämlich des aussätzigen Simon, handle. Die kirchliche Überlieferung schuf aus der Sünderin den Typus der büßenden Magdalena (Luk. 8, 2), während sie in der Jüngerin die sinnige Maria von Bethanien (Joh. 12, 3) erkennen will. Allein der Bußschmerz der Vergebung suchenden Sünderin hat nichts gemein mit der Huldigung in Bethanien, und so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Lukaserzählung irrtümlicherweise von der Salbung in Bethanien beeinflußt ist. Man streiche, wie in unserem Einheitsevangelium geschehen, den entlehnten Namen Simon und den Salbungsakt, so wird der selbständige Wert der Lukaserzählung sofort in die Augen springen. Wir sehen hier, wie der sonst so unbarmherzige Richter der Selbstgerechtigkeit und Herzenshärte schlechterdings nicht imstande war, das zerknickte Rohr zu zerbrechen und den glimmenden Docht auszulöschen. Die Darstellung

dieser Heilandsliebe, die nicht zögert, den Schwachen und Bußfertigen die hilfreiche Hand zu reichen, berührt sich stark mit dem Evangelium von der Ehebrecherin. — Mittlerweile war die Kunde von Jesu Erfolgen in den Kerker des Johannes gedrungen. Sie veranlaßte ihn zu der freimütigen Anfrage, ob er in Jesus den Verheißenen erblicken dürfe oder nicht. Davon, daß er an Jesus irre geworden sei, kann keine Rede sein, denn bei dessen Taufe war ihm seine Zukunftsbedeutung noch unbekannt. Nichts war dagegen natürlicher, als daß er vom Kerker aus sehnsüchtig nach der Erfüllung der Verheißung und nach dem persönlichen Retter ausschaute. Wie gern hätte er an Jesus geglaubt; aber er vermißte an ihm so manches Merkmal des Messias. Die Zweifel des Johannes waren offenbar die gleichen, die anfangs auch die Denkenden im Volk beschäftigten (Matth. 12, 23; Joh. 10, 24). Natürlich konnte die teils andeutende, teils ausweichende Antwort Jesu den Täufer nicht befriedigen. Für Jesus war die Botschaft des Täufers unbequem, denn seine Zeit war noch nicht gekommen. Bemerkenswert ist die Charakteristik, mit der Jesus bei diesem Anlaß den Wesensunterschied zwischen sich und dem Täufer gezeichnet hat, wie er denn sein ganzes Leben hindurch sich auffallend viel mit diesem Messiasherold beschäftigt hat (Mark. 9, 13; 11, 30). Diese Charakteristik klingt wie ein Nachruf des Verheißenen an seinen bald darauf hingerichteten Vorläufer und Bahnbrecher. Mit klaren, sicheren Strichen zeichnet Jesus den charakterfesten, aber weltfremden Asketen, daneben sein eigenes, welterschlossenes Menschentum. Jenem fehlt das Beste, was er selbst besitzt, Vaterglaube und Bruderliebe. In jenem Propheten strengster Observanz sieht er das Ende der Gesetzesperiode, in sich den Anfang einer neuen Zeit und einer neuen Welt, wo unter seinem Einfluß auch der

Geringste, seines Menschenwertes bewußt, auf einer höheren Stufe des religiösen Lebens und Denkens steht als der größte unter den Propheten. Kurz, Johannes steht mit seiner Bußpredigt, seinem Fasten und sogar mit seiner Taufvorschrift immer noch auf dem Boden des alten Bundes. Jesus, mitten im Leben stehend, führt die Seinen zur seligen Freiheit der Kinder Gottes. Immerhin waren beide, jeder in seiner Weise, Wegweiser ins Himmelreich und Veranlasser einer stürmischen Bewegung, die unter Jesus noch zunahm. Humorvoll wird dann geschildert, wie jedoch die führenden jüdischen Kreise und ihre zahlreichen Anhänger im Volk launischen, eigensinnigen Kindern gleichen, die nicht wissen, was sie wollen, indem sie weder durch die Art Jesu noch durch die des Johannes zufriedengestellt werden konnten. Fast scheint es, daß Jesus seine Schilderung der spielenden Kinder, in denen er die Launenhaftigkeit der Volksneigung abgespiegelt sieht, mit dem Ausdruck der Hoffnung beschloß: „Aber die Vernunft kommt schließlich bei allen Vernünftigen zu ihrem Rechte". Ungefähr so läßt sich etwas frei und modern, aber doch wohl zutreffend die Schlußäußerung Jesu übersetzen, die mit dem Weisheitsbegriff der spätjüdischen Literatur schwerlich etwas zu tun hat. Die charakteristische Perikope bedarf nämlich eines Abschlusses und besitzt ihn auch (Luk. 7, 35; Matth. 11, 19), leider nur in verdorbener Textform. Übrigens ist die Hoffnung Jesu von der schließlichen Anerkennung seiner heiteren und freien Menschlichkeit immer noch nicht genügend „zu ihrem Rechte gekommen". — Als Nachklang dieser Johannesgespräche muß die Bitte der Jünger angesehen werden: „Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes tat." Für die Stellung des Vaterunsers, das wir im Einheitsevangelium nach der Fassung des Matthäus und des Lukas wiedergegeben und durch

den Druck unterschieden haben, ist auch die Erwägung maßgebend, daß die Bitte: „Dein Reich komme" das Reich Gottes noch entschieden in die Zukunft verlegt. Mit Recht gilt das unvergleichliche Gebet des Herrn als der innerlichste Ausdruck des verborgenen Menschen, als klassisches Beispiel der Gebetskraft und Gebetskürze. Es steht, namentlich in der kürzeren Gestalt bei Lukas, in wirksamem Gegensatz zu dem Wortschwall jüdischer Gebetsformeln, z. B. zu dem Achtzehnbittengebet, das alle Hausgenossen dreimal täglich beten mußten. Daß auch den Christen das Gebet des Herrn sehr bald als zu kurz erschien, beweist seine reichere Gestaltung bei Matthäus, die bereits auf den gottesdienstlichen Gebrauch hindeutet, tatsächlich auch dem liturgischen Bedürfnis weit besser entspricht als die hierauf nicht berechnete Originalform.

Sechstes Kapitel.

Mancherlei trübe Erfahrungen.

Mehr als einmal hatte Jesus Gelegenheit, auf den Gedanken zurückzukommen: „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert!" Auch die Anfrage des Johannes trug dazu bei, daß die Zweifel sich bestärkten, Unglaube und Feindschaft kühner ihr Haupt erhoben. Für Jesus begannen damit Schwierigkeiten in einem Umfang, wie er sie bisher nicht gekannt hatte. Die Pfingstzeit war nicht ferne, da gab das Ährenausraufen der Jünger zu heftigen Vorwürfen der Pharisäer Veranlassung, nicht weil dieses Sättigungsmittel unerlaubt war, sondern weil eine Sabbatsverletzung vorlag. Dieser Sabbatsstreit fällt in die Zeit der palästinensischen Erntereife, also Anfang bis Mitte Juni. Er kann aber auch deshalb nicht früher angesetzt werden, weil Jesus jetzt erst einen prinzipiellen Bruch mit den

Sabbatsvorschriften vollzieht. In allem, was Institution hieß, dachte Jesus erstaunlich frei. Das konstatiert man heutzutage freudig, weil es menschlich bequem und kirchlich unbequem ist, doch übersieht man dabei gerne, daß seine Freiheit das gerade Gegenteil von religiöser oder sittlicher Gleichgültigkeit war. Immerhin ist es von ewiger Bedeutung, daß Jesus bei diesem Anlaß das eigene Gewissen zum Richter einsetzt, wenn er sagt: „Der Mensch ist ein Herr auch des Sabbats." Damit ist jede Kasuistik ausgeschlossen, das Kultusgesetz wird Sache des persönlichen Gewissens, und mit dem Sonntag wird auch die Kirche selbst zu einer Institution, die „um des Menschen willen" da ist. Die Wohltat seiner Entscheidung wird man ermessen, wenn man erfährt, daß damals das Gebot der Sabbatsruhe in 39 verbotene Haupttätigkeiten und 100 verbotene unwichtigere Fälle zerlegt wurde. Wie richtig dagegen Jesus schon in alter Zeit verstanden wurde, beweist der geistvolle Zusatz einer der alten Evangelienhandschriften, indem sie an dieser Stelle das angebliche Jesuswort hinzufügt: „Mensch, wenn du weißt, was du tust, bist du selig; wenn du es aber nicht weißt, bist du ein Übertreter des Gesetzes." — Bei solch unvereinbarem Gegensatz der Anschauungen konnte es nicht ausbleiben, daß mit der wachsenden Popularität Jesu auch die Eifersucht der Pharisäer stieg. Als diese von einer neuen Heilung erfuhren, traten sie erbittert mit der Verleumdung hervor, daß Jesus die Dämonen durch Beelzebub, den obersten der Teufel, austreibe. Die Beschuldigung war äußerst boshaft ausgedacht, weil auf dem Standpunkte des damaligen Aberglaubens Heilerfolge allerdings von wahren und falschen Propheten ausgehen konnten. Jesus gab sich damals noch die Mühe einer logischen Widerlegung rein persönlicher Angriffe, was am Ende seiner galiläischen Predigt nicht mehr voraus-

zusetzen ist, weshalb die Stellung im Texte hier ungefähr zutrifft. Er macht seinen Gegnern begreiflich, daß der Satan nicht wider sich selbst streiten könne, aber im Innersten empört gibt er zugleich zu verstehen, daß er ihre bewußte Lästerung der Sache Gottes als eine unvergebbare, weil die Reue ausschließende Sünde betrachte. — Im Zusammenhang mit diesem Vorgehen der Pharisäer erfuhr Jesus eine neue Kränkung durch seine eigene Familie. Das Verhalten der Seinigen wird leichter verständlich unter der Voraussetzung, daß zuvor schon eine Familienentfremdung bestand seit der Zeit, da Jesus ohne Billigung der Seinigen die Heimat verlassen hatte. Nun aber machte er in noch höherem Grade die schmerzliche Erfahrung, daß die eigenen Hausgenossen des Menschen Feinde werden können (Matth. 10, 36). Durch die Pharisäerkonflikte beeinflußt, stiegen nämlich Mutter und Brüder Jesu von Nazareth herab, um ihn aufzusuchen und nach Hause zu führen, weil sie ihn in seinem unbegriffenen Tun für wahnsinnig und zudem für gefährdet hielten. Jesus, der in seiner Berufserfüllung keine Familienrücksichten kennt und auch von seinen Jüngern ungeteilte Hingabe erwartet, zerschneidet in schroffer Konsequenz alle hemmenden Familienbande. Er kennt nur das festere Band der Geistesgemeinschaft, das ihn mit denen verbindet, die den Willen des Vaters tun. Zu dieser Absage paßt und gehört wohl auch der Ausspruch: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.“ Diesen Bescheid scheint ein Weib aus dem Volke überhört oder nicht verstanden zu haben; denn humoristisch berührt es uns, wenn wir sehen, wie die Anwesenheit der Maria sie trotzdem zu einer geräuschvollen Seligpreisung derselben begeistert. Daher die ärgerliche Zurechtweisung Jesu durch die Seligpreisung derer, die Gottes Wort hören und bewahren. So peinlich diese Familienszene ist, so nützlich

erscheint es, sie auch im Lichte der Marienverehrung und des Dogmas von der übernatürlichen Geburt Jesu näher zu betrachten. — Ebenso abstoßend wie der Unverstand der Familie berührte Jesus auf die Dauer der gedankenlose Zulauf des wundersüchtigen Volkes. Das war auch der Grund, warum er den Massenansammlungen mehr und mehr aus dem Wege ging und seine Predigt auf den Kreis der empfänglichen Anhänger einzuschränken suchte. Doch darf man diese populäre Wundersucht nicht mit der späteren boshaften Zeichenforderung der Pharisäer verwechseln (Mark. 8, 10—13). Weil dies aber geschah, so dürfen wir uns nicht wundern, daß wir den beschämenden Hinweis auf das Vorbild der heidnischen Königin von Saba und auf die Bußfertigkeit der Niniviten bei beiden Gelegenheiten in den Evangelien wiederfinden.

Siebentes Kapitel.

Die Schiffspredigt. Gleichnisse vom Wachstum des Gottesreiches.

Wieder bringt unser Textbild einen Szenenwechsel. Wir vernehmen Jesu Predigt am See und sehen ihn auf der Höhe seiner Reichgottespredigt. Entsprechend den inzwischen gemachten trüben Erfahrungen begreifen wir jedoch, daß seine Predigt bereits die veränderten Verhältnisse widerspiegelt, denn durch den ungeahnten Widerstand belehrt, hatte Jesus inzwischen Veranlassung gehabt, über den moralisch bedingten und daher erschwerten Gang des Reiches Gottes sich seine eigenen Gedanken zu machen. Auch eine neue Form hatte Jesus für seine Predigt gefunden, die Form des nicht bloß gelegentlich verwendeten, sondern des selbständigen Gleichnisses. Sie war allerdings schon bei den Rabbinen üblich, aber Jesus handhabte sie

mit künstlerischer Meisterschaft als Träger origineller Ideen. Betrachtete er doch die Welt mit den Augen des Denkers und Dichters. So ward ihm die äußere Beobachtung zum inneren Erlebnis, die Wirklichkeit zur Wahrheit, und es erfloß ihm das Gleichnis, das an die Ordnungen des natürlichen Lebens anknüpfend auf dem Wege der Vergleichung uns eine wichtige religiös-sittliche Wahrheit an das Herz legen will. Dabei ergibt sich die Pointe von selbst, so daß es, wie Jülicher zuerst mit Nachdruck geltend gemacht hat, verkehrt ist, über den Grundgedanken hinaus die Gleichnisse im einzelnen ausdeuten zu wollen. Die ersten Gleichnisse dienten zur Illustrierung der „Geheimnisse des Himmelreichs", namentlich seines Entwicklungscharakters. Zum ersten Male geschah dies, wenn die Überlieferung zutrifft, in seiner Schiffspredigt, die Jesus an seine am Ufer harrende Anhängerschaft richtete. Daß Jesus vom Boote aus sprach, hat weniger seinen Grund darin, daß er sich vor dem vielleicht gar nicht so bedeutenden Volksgedränge retten mußte, als in dem Umstande, daß er sitzend zu sprechen pflegte und nur auf diese Weise einen bequemen Sitz und die nötige Distanz gewinnen konnte. — Betrachten wir den Inhalt seiner Predigt, so können wir uns nicht der Tatsache verschließen, daß seine Reichgottesvorstellung einem bemerkenswerten Wandel unterworfen war. Wir sahen, wie Jesus sich anfänglich mit dem Heroldsruf des Täufers von der Nähe des Gottesreiches in Kapernaum einführte. Zugleich drang er, wie dieser, auf die Notwendigkeit einer inneren Vorbereitung. Auf diesem Standpunkt von der Zukunft des Gottesreiches steht noch die Bergpredigt (Matth. 5, 20; 7, 21) und das Vaterunser. Doch konnte es nicht ausbleiben, daß das erwartete Gottesregiment ihm immer greifbarer in die Gegenwart rückte. Irren wir nicht, so

ist die Stelle Matth. 12, 28 das erste deutliche Anzeichen der veränderten Anschauung. Hier zieht Jesus, vielleicht mehr zu seiner eigenen Überraschung als für seine Gegner, den Schluß: „Wenn ich mit Gottes Geist die Dämonen austreibe, so ist ja das Reich Gottes schon über euch gekommen." Als Jesus sich mehr und mehr seiner Kraft bewußt wurde, das Reich Gottes nach eigenem Ideal nicht bloß predigen und vorbereiten, sondern auch selbst gestalten zu können, da empfand er es bereits als frohe, vielverheißende Gegenwart, und mit Zunahme seiner Erfolge und dem Anwachsen seiner Gefolgschaft ergab sich für ihn eine neue Vorstellung, die des Wachstums, wie sie den ersten Gleichnissen zugrunde liegt. Und zwar sind es die drei Gleichnisse des vierten Markuskapitels, die von Saat und Ernte handelnd diesen Standpunkt vertreten und in ihrer einheitlichen Bildersprache mutmaßlich den Inhalt der Predigt am See bildeten, während Matthäus mit seinen sieben Gleichnissen (Kap. 13) den Rahmen einer einzigen Rede offenbar stark überschreitet. Damit tritt das Reich Gottes für das Bewußtsein Jesu unter den bedeutsamen Gesichtspunkt der natürlichen Entwicklung und in den Verlauf der Zeitgeschichte. Wer will es dem Herrn verargen, wenn er nicht fortgesetzt von der moralischen Bedingtheit des Reiches Gottes, von seiner bloßen Vorbereitung reden will? Es ist bereits da in Jesus und der Jüngergemeinschaft und wächst aus diesen Anfängen heraus intensiv und extensiv der zukünftigen Vollendung entgegen. Wie natürlich klingt es daher, wenn Jesus davon redet, daß das Reich Gottes wie die Saat ohne eigenmächtiges Zutun unter der Obhut Gottes der Ernte entgegenreift und aus kleinen Anfängen sich immer herrlicher entfaltet wie das Senfkorn, das im Sprichwort Symbol der Kleinheit ist (Matth. 17, 20), aber auf den frucht-

baren Geländen des Sees Genezareth zu gewaltigen Staudengebüschen heranwächst. Beschränkt ist freilich der Kreis derer, die Anteil am Gottesreich gewinnen. Bei der Deutung der Menschenklassen, die einen ungünstigen Boden für das Gottesreich abgeben, darf man nicht von den bestimmten Volksgruppen der Zeit Jesu absehen. Offenbar denkt das Gleichnis vom Säemann an die unempfänglichen Volksführer mit ihrer starren Tradition, an die wetterwendische Volksmenge und an die bequemen Genußmenschen, die mit ihren selbstsüchtigen Gewohnheiten nicht brechen können. Die unter sich verwandten Gleichnisse vom Unkraut und vom Fischnetze, die wesentlich vom Weltgerichte handeln, gehören einer andern Gelegenheit an. Das Gleichnis vom Unkraut erinnert bereits an die Zeit der großen verweltlichten Volkskirche, in welcher bis zur Vollendungszeit Gute und Böse miteinander verkehren müssen. Sofern jedoch die Erfahrung: „Kein Wachstum ohne Schädlinge" an keine Zeit gebunden ist und innerlich widerstrebende Elemente sich auch in die Jüngerschar eindrängten, mag das Gleichnis auch dem Gedankenkreis Jesu entsprechend befunden werden. Mit dem Entwicklungsgedanken ist aber die Entwicklung der Reichgottesvorstellung Jesu noch nicht abgeschlossen. Nicht lange dauert es, da preist Jesus in den Gleichnissen von Schatz und Perle das Reich Gottes als persönlichen Besitz, als höchstes geistiges Gut. Den prägnantesten Ausdruck dieser Verinnerlichung bietet uns Jesu Ausspruch: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch" oder, da diese Übersetzung im kritischen Kanon der Gegenwart nahezu verpönt ist, das Wort: „Das Reich Gottes ist mitten unter euch." Eine Kontroverse über diesen Punkt ist sehr übel angebracht, da das „unter euch" das „in euch" mit Notwendigkeit voraussetzt. Welche der beiden Formen man wählen will, hängt in

der Hauptsache von dem Zusammenhang ab, in den man diesen isolierten Ausspruch stellen will. Nur ist zuzugeben, daß die Frage nach dem Zeitpunkt des Erscheinens des Reiches Gottes (Luk. 17, 20—22) eine schärfere Beantwortung findet in dem Ausdruck: „Es ist schon da, es ist mitten unter euch." Jedenfalls aber sollte man sich darüber klar sein, daß die Anrede „euch" keinesfalls zu den Pharisäern paßt, über welche Lukas bekanntlich mit absoluter Willkür verfügt. Schließlich sieht der sanguinisch-temperamentvolle Heiland, als er in seligen Stunden des Erfolgs innerlich aufjubelt, bereits den Satan gestürzt (Luk. 10, 18), die Hoffnung der Propheten erfüllt (Luk. 10, 24), nicht durch Sturm nnd Drang (Matth. 11, 12; Luk. 16, 16), sondern durch die Gotteskraft seiner Predigt und seiner Heilerfolge (Matth. 11, 5; Matth. 12, 28). Jesus aber ist sogar noch in trüben Zeiten erfüllt von dem Hochgefühl eines Königs (Matth. 17, 25). Kurz, auf der Höhe seines Wirkens liegt die Sache allerdings so, wie Otto sagt: „Die rein religiös-sittliche Predigt, das Pflanzen von Frömmigkeit und Gerechtigkeit, die Seelsorge wird zum eigentlichen Berufe und Inhalte seines Lebens. Unter der Ägide der Reichspredigt wird Jesus in Wahrheit zum großen Seelsorger und Hirten seines Volks, pflanzt er geistiges Leben, Innerlichkeit mit absolut eigenem Werte." Das letzte Wort ist aber damit nicht gesprochen. Gerne hätte sich Jesus mit der religiös-sittlichen Predigt begnügt, wenn auf diesem natürlichen Wege, wie er seither hoffte, sich die Reichgotteserfüllung verwirklichen ließ. Ihm war und blieb die Hauptsache, seinen Jüngern und Reichsgenossen eine neue geistige Welt aufzuschließen. Aber man übersehe nicht, daß es trotzdem einen Zustand der Reichsvollendung gab, dem auch Jesus als Kind seiner Zeit glaubensvoll entgegensah, eine Zukunft, die auch die be-

rechtigten sozialen und politischen Wünsche des Volkes verwirklichen sollte. Diese Zukunft machte Jesus, solange es vorwärts ging, keine Sorge. Bei dem Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit mußte den Reichsgenossen auch in dieser Hinsicht von selbst alles Nötige zufallen (Matth. 6, 33). Der Geist schafft sich die Formen, und ein religiös wiedergeborenes Volk verbürgt sich auch seine nationale Glücksexistenz. Jedenfalls erfährt das Gotteskind die Segnungen der Reichszukunft, denn wer das Reich Gottes aufnimmt wie ein Kind, der wird auch hineinkommen (Mark. 10, 15). Wie aber, wenn im Leben Jesu der gehoffte Erfolg ins Gegenteil umschlug? Wenn schließlich das Volk sich von seinem präsumtiven Messias abwendete? Dann war eben die rein ethische Reichsverwirklichung gescheitert und neue Wege mußten eingeschlagen werden, ein Fall, der tatsächlich eintrat.

Achtes Kapitel.

Jesus auf der Höhe seines Heilwirkens.

Bald nach seiner Schiffspredigt unternahm Jesus mit seinen Jüngern eine Fahrt über den See. Oft und gern entzog er sich der Menge, um sich und den Jüngern zu leben. Übte er doch die Lebenskunst nicht minder als die Lehrkunst und hatte keineswegs das Bedürfnis, täglich zu predigen und „das Wort" zu verschwenden. Unterwegs bricht ein Sturm aus, der auf dem Bergsee nicht ungewöhnlich, aber auch nicht ungefährlich war. Die Jünger verzagen, während Jesus im Hinterteil des Bootes schläft. Endlich wecken sie den Meister, der sie mit heiterer Ruhe fragt: „Wo ist nun euer Glaube?" Der Sturm legt sich. Da glauben die Jünger, Jesus habe die empörten Elemente bezwungen. Somit handelt es sich um natürliche Vor-

gänge. Gerne begnügen wir uns dabei mit der vorbildlichen Seelenruhe Jesu, die an die Erhabenheit der Szene erinnert, da Cäsar dem zitternden Steuermann zuruft: „Sei ruhig, du führst den Cäsar und sein Glück!" Doch hier handelt es sich um den Geisteshelden, der da weiß, daß ohne den Willen des Vaters kein Haar von unserem Haupte fallen kann. Im übrigen sehen wir in dem vom Evangelisten angenommenen Allmachtswunder nur den sinnbildlichen Hinweis auf ihn, der unser Führer ist im schwankenden Lebensschiff und auch die Stürme unsrer Seele beschwichtigen kann. Es dürfte niemand schwer fallen, auch in andern mythischen Erzählungen die entsprechende Idee aufzufinden. — Das Boot landete in Gadara im Nordosten des Sees im Gebiet der Dekapolis. Die Dekapolis oder Zehnstädtegenossenschaft war ehemals ein Bund von befestigten, überwiegend hellenistischen Grenzstädten, die im Besitz eigener Kommunalverfassung waren und den Grenzschutz übernommen hatten. Sie standen damals unter dem römischen Statthalter von Syrien. In Gadara beruhigte Jesus einen grauenerregenden Tobsüchtigen mit solchem Erfolge, daß er bald mit gesunden Sinnen an seiner Seite weilte. Die Evangelienerzählung wird jedoch durch die weitere Angabe merkwürdig, daß die ausgetriebenen Dämonen in eine dort weidende Herde von Schweinen gefahren seien, worauf diese sich in den See stürzten. Die Anwesenheit der Schweine bezeugt, daß die Szene auf heidnischem Boden spielte. Wahrscheinlich handelt es sich um einen abergläubisch gedeuteten Unfall, sei es daß einige infolge des Gedränges scheu gewordene Schweine verfolgt wurden, sei es daß der Wahnsinnige in der Meinung, die Dämonen in die Schweine jagen zu müssen, sich selbst auf die Schweine stürzte. Andere deuten den Schweinesturz mythisch auf einen Höllensturz der dä-

monischen Mächte. — Auch nach der Rückfahrt fand Jesus keine Ruhe. Man berief ihn schleunigst zu dem Synagogenvorsteher Jairus, um seinem kranken, schließlich tot geglaubten Töchterchen beizustehen. Auf dem Wege dahin berührte ein mit Blutgang behaftetes Mütterchen den Saum seines Gewandes. Die naive Gläubigkeit der Kranken und der tröstliche Zuspruch Jesu bewirkten eine Linderung des ohnehin intermittierenden Leidens. Ob dauernde Heilung eintrat, ist allerdings zweifelhaft, jedenfalls unkontrollierbar. In der äußerst anschaulich dargestellten Geschichte von der Jairustochter liegt nur scheinbar eine Totenerweckung vor. Das Wort Jesu vom Schlafe ist hier nicht wie bei der mythischen Lazaruserweckung bildlich zu nehmen, sondern die wirkliche Meinung Jesu. Das Mädchen, zwölf Jahre alt, lag wahrscheinlich infolge einer Entwicklungskrankheit in lethargischem Schlafe. Auf Schwächezustand deutet auch der Befehl Jesu, dem Kinde zu essen zu geben. Demnach hat wohl Jesus das junge Leben vor dem schrecklichen Schicksal bewahrt, lebendig begraben zu werden. Für die verzweifelnden Eltern war das totgeglaubte Kind neu geschenkt. Kein Wunder, daß der Glaube an eine Totenerweckung entstehen konnte. Um so weniger ist es nötig, zu Phrasen seine Zuflucht zu nehmen, wenn z. B. ein bekannter und geschätzter Theologe mit dem Anschein der Gläubigkeit erklärt: „Es ist eine machtvolle Zurückrufung der Seele, die den Leib endgültig zu verlassen im Begriffe war." Eine Irrung der Umgebung war um so leichter möglich, als man sich nicht durch die Berührung eines Toten verunreinigen durfte. Das Bemerkenswerteste ist auch bei dieser Heilung die inspirationsartige Glaubenszuversicht, die Jesus beseelte, indem er sich auch durch die Todesnachricht nicht von dem Gange ins Krankenhaus abhalten ließ.

Neuntes Kapitel.

Mißerfolg und selige Stunden.

Im ferneren Verlauf des Lebens Jesu begegnen wir aufs neue dem für seinen Lebensgang so charakteristischen Wechsel von Leid und Freud. Sei es um die Schranke zu beseitigen, die ihn von seiner Familie trennte, sei es um die ihm fremd gewordene Heimat für seine Heilsbotschaft zu gewinnen, genug, Jesus rüstete sich zur Reise nach Nazareth. So wanderte er denn 7—8 Stunden weit den Bergen seiner Heimat zu. Ein verständnisvolles Verhältnis zu der Familie kam nicht zu stande, das hören wir aus seinem Synagogenwort (Mark. 6, 4) und aus späteren Aussprüchen (Luk. 14, 26). Im Geiste breitete er, der so sichtbar von Gott Gesegnete, seine Arme weit aus nach seiner Vaterstadt. Er fand dort in der Synagoge nur Töne der Milde und Verheißung. Kein Mißklang sollte sein Auftreten trüben. Es ist deshalb wahrscheinlich, was Lukas mitteilt, nämlich daß er dort, jede Polemik vermeidend, über ein prophetisches Verheißungswort predigte. Da es sich um einen bestimmten Text handelte, so haben wir in den Text des Einheitsevangeliums statt des ungenauen Lukaszitats die jesajanische Originalstelle eingesetzt (Jes. 61, 1—2), die sich auf die frohe Botschaft von der Erlösung der Bedrückten bezieht. Jesus verkündigte die neue Zeit, natürlich ohne ein offenes messianisches Bekenntnis auszusprechen. Allein er erlebte eine große Enttäuschung. Sobald er erkannt wurde, stieß er auf Murren und Widerspruch. Er mußte die Predigt abbrechen und schloß mit dem bitteren Wort: „Ein Prophet gilt nichts in seiner Vaterstadt und bei seiner Sippe." Er ahnte wohl, daß er schon vor seinem Auftreten verurteilt war. Die zurückgewiesene Familie wird unterdessen mit

ihren Klagen und Anklagen nicht zurückgehalten haben. So war der Mißerfolg vorbereitet, denn allgemein bedauerte man die arme Mutter und den Prophetenwahn ihres Sohnes. Der Sage zufolge (Luk. 4, 29) sollen die Zuhörer nach der mißglückten Predigt und den bitteren Worten Jesu den Versuch gemacht haben, Jesus an einem steilen Absturz des Berges, an dessen Abhang Nazareth lag, herabzustürzen. Man erkennt die Stelle bei der heutigen Maronitenkirche, wo eine Klippe vierzig Fuß tief abstürzt. Wahrscheinlicher ist, daß er auf der aussichtsreichen Berghöhe seine Blicke in die unendliche Ferne schweifen ließ, die dort bis zum meerumschlungenen Karmel, bis zum Hermon und den blauen Bergen Gileads reicht. Im Anblick der ewigen Berge Gottes fand er Trost und Beruhigung. Jedenfalls ließ sich Jesus nicht entmutigen. Er beschloß vielmehr, jene Jünger, die er im Unterschied von den bloßen Zugängern und Anhängern fest an sich gekettet und in den Zauberkreis seiner Persönlichkeit gebannt hatte, aber seither mehr als Schüler- und Freundeskreis denn als Gehilfen betrachtet hatte, in den Dienst der Reichgottespredigt zu stellen, um seinem Wirken eine breitere Grundlage zu geben. Den Evangelisten zufolge hätte er damals oder schon vor der Bergpredigt den Jüngerkreis, der seine ständige Begleitung bilden sollte, durch Auslese oder weitere Berufung auf die Zwölfzahl festgesetzt, eine Auffassung, die gewichtigen Bedenken unterliegt. Man frage sich selbst: War es die Absicht Jesu, durch den fixierten Jüngerbund der Zwölfe ein Apostelprivilegium zu schaffen, wie es nachweislich erst nach dem Tode des Herrn entstanden ist? Durfte er ungereifte und unerprobte Jünger nur um der typischen Zahl willen, die an die zwölf Stämme erinnern sollte, aufnehmen und alsbald aussenden? Oder konnte er trotz der großen Ernte

und der wenigen Arbeiter würdige Jünger zurückweisen, nur um die Zwölfzahl nicht zu überschreiten? Und wenn er, wie bestätigt ist, außer dem genannten Jüngerkreis noch weitere zuverlässige Jünger hatte (Apg. 1, 22—23), mußte er nicht den ohnehin großen Ehrgeiz der privilegierten Apostel auf das bedenklichste steigern? Diese Fragen aufstellen, heißt sie verneinen. Die Zwölfzahl wäre zu einer mechanischen Satzung geworden, welche Jesus bekanntlich von Grund aus haßte. Noch weitere Bedenken sind erlaubt. Stimmt es mit einem abgeschlossenen Jüngerkreis, wenn er den reichen Jüngling (Mark. 10, 21) und andre (Luk. 9, 59) nachträglich aufforderte, in seine Gefolgschaft einzutreten? Und wie konnte der Herzenskündiger einen Judas privilegieren und um seinetwillen Würdigere hintansetzen? Schon die Tatsache, daß Jesu Jünger alle nur gelegentlich berufen wurden, daß die Apostelverzeichnisse keineswegs übereinstimmen und bei Johannes (1, 43—45) Philippus und der sonst nie genannte Nathanael unter den ersten Jüngern genannt sind, gibt Anlaß zu einer kritischen Auffassung und überzeugt uns von der auffallenden Verblaßtheit der Jüngertradition. Es hat deshalb die Zwölfapostelfrage gar nicht die Bedeutung, die ihr zuzukommen scheint. Abgesehen von einigen dürftigen Äußerungen der ersten Jünger, besteht die ganze Jüngerschaft aus reinen Statisten, aus stummem Gefolge ohne irgendwelche Charakteristik, so daß an dem Geschichtszusammenhang nicht das mindeste geändert wird, wenn man, wie in unsrem Texte geschehen, die Zwölfzahl und das Apostelverzeichnis einfach ausläßt. Gleichviel, Jesus sendete seine Jünger aus und umgab diese erste Aussendung, von der wir nicht wissen, ob sie auch die letzte blieb, mit einer gewissen Feierlichkeit. Seine Ansprache ist von allen Evangelisten überliefert. Darin gebietet er

schlichte Ausrüstung und anspruchsloses und doch würdiges Auftreten. Ein auffallender Mangel ist es, daß die Vorschriften der Aussendungsrede sich fast nur auf das äußere Betragen und Auftreten der Jünger beziehen. Von ihrer Lehrverkündigung ist kaum die Rede. Es ist deshalb geboten, diesen Mangel zu beseitigen durch Beiziehung von Sprüchen, die wohl ihrerseits aus der Aussendungsrede entlehnt sind. Dahin gehören die Mahnungen: „Habt Salz in euch! Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten! Gebt das Heilige nicht den Hunden preis und werft eure Perlen nicht vor die Säue!" Eingedenk der Ungeübtheit seiner Jünger stellt Jesus keine allzu hohen Anforderungen an sie. Er empfiehlt ihnen keineswegs, in Synagogen oder Volksversammlungen aufzutreten. Ihre Mission sollte sich auf den häuslichen Verkehr beschränken. Das Verbot der Heiden- und Samaritermission bei Matthäus wird fortgesetzt zum Gegenstand der Tendenzkritik gemacht. Der Evangelist hat recht, wenn er meint, daß der Messias bei der nationalen Beschränktheit der Reichgottesidee sich zunächst nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesendet erachten konnte (Matth. 10, 6). Und doch hat er unrecht. Denn da sich die nationale Auffassung Jesu von selbst verstand und die Jünger gar keine Neigung hatten, sich an die Heiden zu wenden, so ist ein ausdrückliches Verbot unmotiviert und undenkbar. Zudem entsandte ja Jesus seine Jünger nur an solche Orte, wohin er selbst nächstens zu kommen beabsichtigte (Luk. 10, 1). Gelegentlichen Berührungen mit den Heiden ist der Heiland nicht aus dem Wege gegangen. — Erhobenen Hauptes kehren die Jünger zu ihrem Meister zurück und berichten von ihren Heil- und Predigterfolgen. Doch was sie geleistet, tritt weit, weit zurück gegenüber der überschwenglichen „Freude im Geiste", mit der Jesus, eben noch so

niedergedrückt durch seine Erfahrungen in Nazareth, ihren Bericht entgegennahm: „Ich preise dich, Vater, daß du dieses vor Weisen und Klugen verborgen hast und hast es Unmündigen geoffenbart.“ Die Stelle erinnert an die Seligpreisung der Armen im Geiste, eine Ausdrucksweise, die dem Herrn doch nicht so ferne liegt, wie viele annehmen. Es ist der erste Jüngererfolg, der ihn so sehr beglückt, mehr als persönliche Erfolge. Wir haben hier die Kehrseite jener Szene, da Jesus anläßlich einer mißglückten Jüngerheilung durch ihren Kleinglauben sich so angewidert und zurückgestoßen fühlt, daß er ihnen zuruft: „O ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich es noch mit euch aushalten (Mark. 9, 19)!“ Wie sympathisch berührt uns dieses lebhafte, leicht erregbare Temperament, das so echt menschlich ist, doch ohne alle Bosheit und Charakterschwäche! Nie konnte jemand tiefer trauern und seliger aufjubeln als der von jeder Empfindung im Innersten bewegte Meister, der aber seiner Natur nach mehr für die Freude als das Leid geschaffen war, was namentlich Johannes (15, 11) richtig gefühlt hat. Wir freuen uns der Glückssonne, die wenigstens anfänglich und zeitweilig seinen Pfad erleuchtete und vergessen mit ihm über dieser liebenswürdigen Freude im Geiste ganz die Tatsache, daß seine gesamte Lage eigentlich schon recht prekär war und wenig Anlaß zum Jubel bot. Damals aber pries er in tief empfundenen Dankesworten auch die Jünger, weil der Vater sie zu seligen Zeugen seines erlösenden Wirkens gemacht hat. Und als er des Vaters gedenkt, der ihm „alles übergeben“, da leuchtet aus seinem strahlenden Antlitz voll heiliger Gottesnähe bereits die unwillkürliche Enthüllung des Messiasgeheimnisses, von dem selbst ein Johannes nur in einem dunkeln Spiegel den Schleier zu heben vermochte. Es beruhte ja im Grunde

nur auf jenem unaussprechlichen Lebens- und Liebesverhältnis zu Gott, das die verborgene Quelle seiner Kraft war. In seiner Vatergewißheit liegt seine Selbstgewißheit. Diese unwillkürliche Selbstverklärung Jesu, die uns in sein innerstes Empfindungsleben blicken läßt, erscheint uns weit bedeutsamer als jene allegorisch-mythische Szene auf dem Verklärungsberge, selbst wenn wir es hier mit einer geschichtlichen Szene zu tun hätten. Aus dem ihm im Übermaß zuteil gewordenen Vertrauen des Vaters hört aber Jesus sofort die Verpflichtung heraus, aus der Fülle dessen, was ihm der Vater gegeben hat, auch den Brüdern mitzuteilen. Er gelobt sich das in jener feierlichen Stunde. Daher vernehmen wir schließlich noch den Ausdruck unendlicher Menschenliebe in seinem Heilandsruf an die Mühseligen und Beladenen. Mögen diese Worte voll dichterischen Schwungs vielleicht erst in der Erinnerung so poetisch ausgestaltet sein, jedenfalls entsprechen sie seinem Heilandsbewußtsein, falls sie nicht in sentimentaler Weise ausgemalt, sondern in ihrer Augenblicksempfindung gewürdigt werden. Was die von Jesus ausgesprochenen Gesinnungen betrifft, so hat sie Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" richtig gedeutet: „Sagt Jesus, ich bin sanftmütig, so ist das die Sanftmut des siegesgewissen Helden, und sagt er, ich bin demütig, so wissen wir, daß das nicht die Demut des Sklaven ist, sondern die Demut des Herrn, der aus der Fülle seiner Kraft sich hinabbeugt zu dem Schwachen." Wer konnte diesem Jubelruf entnehmen, daß das Ende der galiläischen Predigt schon so nahe vor der Türe stand? Nur eine einzige Szene voll Licht und Leben schiebt sich dazwischen. Dann folgen Konflikte mit verhängnisvollem Ausgang. Ehe Jesus es dachte, wurde es Abend und neigte sich sein Lebenstag.

Zehntes Kapitel.

Volksspeisung und Predigt jenseits des Sees.

Nach der Rückkehr der Jünger wünscht Jesus zur Erholung für diese ein ungestörtes Beisammensein. Wieder sucht er die Einsamkeit und wählt dazu die beliebte Fahrt über den See; wieder wird seine Absicht vereitelt, indem sich drüben unvorgesehen eine belebte Lehr- und Speiseszene entwickelt. Die Abfahrt mochte sich verzögert haben und so überholt ihn, längs des Sees wandernd, eine Anzahl seiner Anhänger in der Voraussetzung, daß er sich ihnen schließlich nicht entziehen werde. In der Tat, als Jesus das hirtenlose Volk sah, „jammerte es ihn desselben, und er lehrte sie." In diesen Worten liegt die Idee eines Heilands, der, vom Anblick der harrenden Menge überwältigt, sich ihr aufs neue erschließt, weil er in der Wüste der liebeleeren Welt sie nicht verlassen mag. So kommt es zunächst zu einer Seelenspeisung. Den Evangelisten zufolge hielt Jesus tatsächlich damals „eine lange Predigt vom Reiche Gottes" (Mark. 6, 34; Luk. 9, 11). Dieser Wink genügt, um die Szene entsprechend auszubauen. Ob dies in der Phantasie geschieht oder in einem greifbaren Textbild, das anderweit unverwendbare Stoffe verwertet, ist nebensächlich. Jedenfalls handelt es sich um ein erlaubtes Beginnen. Wir nehmen an, daß Jesus, seinen fortgeschrittenen Anschauungen Ausdruck gebend, damals von der frohen Gegenwart und dem ewigen Wert des Reiches Gottes sprach. War es doch inzwischen seinem Bewußtsein als ein unsichtbares Gut, als ein innerer Geistesschatz aufgegangen, ganz in der Weise seines Geistesschülers Paulus, der es als „Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste" beschreibt (Röm. 14, 17). Daher in den entsprechenden Gleichnissen das Bild eines Schatzes,

der bald mit Bewußtsein gesucht, bald von Glückskindern ungeahnt gefunden wird. Inzwischen rückte der Spätnachmittag heran. Die Zuhörer hatten einen weiten Weg in die Dörfer, waren auch zum Teil, wie üblich, mit Speisevorräten versehen. Da verwandelte sich die Lehrszene in eine Speiseszene. Wieder gewährte die im Grase lagernde Menge, der ordnende Meister, der heitere Himmel, der nahe Seespiegel ein liebliches Bild. Was die Jünger boten und die Menge mitgebracht hatte, reichte zu einem frugalen Mahle. Als es sich fand, daß alle satt waren, sprach Jesus, wie wir ziemlich naheliegend annehmen, aus der Tiefe seines sorglosen, gottvertrauenden Gemüts köstliche Worte über den unnötigen, dem Gottvaterglauben widerstreitenden Sorgengeist. Verleugnen diese auch nicht den Standpunkt des bedürfnislosen, vom Klima begünstigten Orientalen, so ist doch auch heute noch ihr Trost und ihre Wahrheit unverloren. „In unserer modernen Welt mit ihrem Hasten und Jagen, mit ihrem verzweifelten Kampf ums Dasein klingt das Lied von der Sorge hinein wie ein Ton aus dem verlorenen Paradies (Joh. Weiß)." Dazu passen auch die Mahnworte und Gleichnisse, die von der Pflicht vertrauenden, nimmer ermüdenden Gebetes handeln. Als wollte Jesus diese Worte bestätigen, zog er sich im Abenddunkel aus der Unruhe des Tages in die Einsamkeit zurück, um im Umgang mit dem Vater seine reich verschwendete Kraft zu erneuern. Wer möchte nun behaupten, daß unserer ergänzten Speiseszene noch ein Mangel anhafte? Und doch fehlt das, was für viele die Hauptsache ist, es fehlt — das Wunder. Erst der Mythus hat die Szene zum Wunder gemacht durch den wohl fünfzigfach übertreibenden Zusatz, daß fünftausend Menschen von Jesus gespeist wurden. Da mußte man sich natürlich nach einem Wunder umsehen. Wäre dieser Zulauf samt dem Wunder

richtig, dann wäre der rasche Zusammenbruch der Predigt Jesu unerklärlich. Man tröste sich über den Wegfall des Wunders. Die Würde Jesu kann dadurch nicht gesteigert werden, nicht nur weil sie auf einem andern Gebiete liegt, sondern auch weil all diese Allmachtswunder einschließlich Totenerweckung und Himmelfahrt schon von den Propheten ausgesagt, ja überboten werden. Auch der Speisungsmythus hat sein alttestamentliches Vorbild in Elias und Elisa, welche nach der Überlieferung eine arme fromme Witwe wochenlang auf wunderbare Weise unterhielten (1. Kön. 17, 14—16; 2. Kön. 4, 1—7). Die Volksspeisung war der letzte Lichtblick, wenigstens die letzte an frühere Idyllen erinnernde Szene. Auf der Rückkehr landete Jesus am Rande der Ebene Genesar bei Dalmanutha (Mark. 8, 10) zwischen Magdala und Kapernaum. Dieses Ziel wird dadurch gewonnen, daß wir die beiden überlieferten Speisungsberichte als Dubletten annehmen dürfen, also zum Austausch der beiderseitigen Landungsberichte berechtigt sind. Wieder empfängt ihn lärmende Krankenzufuhr. Aber auch seine alten Feinde, die Pharisäer, sind rasch zur Stelle und heften sich an seine Fersen. Stürmisch verlangen sie ein Wunderzeichen, um sein Ansehen zu erschüttern. Wäre die Speisung ein solches gewesen, so hätte sich Jesus sicher darauf berufen; denn das Wunder ist demonstrativer Natur. Jesus läßt sie verächtlich stehen. Zu seiner Umgebung gewendet meint er aber, diese Sippschaft sei unverbesserlich, wie ein unheilbarer Geisteskranker. Wer bei diesem Gleichnis von dem Dämonischen die Pointe in der Rückfälligkeit sucht, verzichtet auf die Unterbringung des Wortes. Angewidert steigt Jesus wieder ins Boot und fährt abermals über den See nach Bethsaida. Bei der eingetretenen messianischen Enttäuschung der Bevölkerung findet er auch hier eine unfreundliche Aufnahme (Matth. 11, 21). Fast

müssen wir aus den rasch wiederholten Überfahrten schließen, daß ihm der immer fruchtloser und schwieriger werdende Aufenthalt in Galiläa verleidet war.

Elftes Kapitel.

Erzählungen Jesu vom Gebrauch des irdischen Gutes.

Die Reden Jesu über den Sorgengeist ließen erkennen, daß ihm die materielle Sorge fremd war. Er ließ Gott und die Natur, Jünger und Freunde für seine irdischen Bedürfnisse sorgen. Schwer besorgt und tief erregt war er aber, wenn er dem Volkselend und der Bedrückung der Armen durch die Mächtigen gegenüberstand. Da fand er scharfe Töne der Verurteilung, während er die Armen mit schonender Milde behandelte. So wird die soziale Stellung Jesu wesentlich durch den Kampf gegen den herzlosen Mammonsdienst bezeichnet, in welchem er die Hauptquelle der Not, aber auch die größte Seelengefahr erkannte. Bei der Betrachtung des Verhältnisses Jesu zu den irdischen Gütern drängt sich uns nämlich ein Doppeltes auf, sein soziales Urteil und anderseits seine ethische Auffassung, welche vor allem die Forderung vertritt, gegenüber dem Besitz und Gebrauch der Erdendinge die eigene ethische Persönlichkeit zu behaupten. Es gab damals viel Elend in Palästina. Jesus redet häufig genug von Armut, Steuer- und Schuldenlast, von Schuldhaft und Sklaverei. Daneben herrschte eine ungesunde soziale Gliederung, ein verderbliches soziales Verhalten. Bei uns liegt der Schwerpunkt der Kultur im Mittelstande, der zu jener Zeit nicht vorhanden war. Dabei finden wir bei uns einen stark entwickelten, nicht selten human und zweckmäßig angewendeten Wohlstand, der nicht wie in Palästina einer stumpfsinnigen,

sondern überwiegend einer sozialistisch denkenden, freilich auch verbitterten und begehrlichen Armut gegenübersteht. Die äußeren und inneren Gefahren des Kapitalismus und des Pauperismus halten sich die Wage. Zu seiner Zeit fand Jesus Empfänglichkeit fast nur in den Kreisen der Enterbten. Der Reichtum war fast ausnahmslos ein Mittel der Ausbeutung trotz des gedankenlosen oder bigotten Almosenspendens. Nun verstehen wir leicht die sozialen Beispielerzählungen Jesu vom reichen Toren und vom reichen Mann und armen Lazarus mit ihren ernsten Gerichtsandrohungen. Sie erklären sich von selbst. Nur der Schluß des Lazarusgleichnisses ist wohl ein nachträglicher allegorischer Zusatz zur Brandmarkung derjenigen Juden, die selbst durch Jesu Auferstehung sich nicht zum Glauben an ihn bekehren ließen. Doch bedachte der Urheber dieses Zusatzes nicht, daß damit der Auferstehung Jesu eigentlich ihre Überzeugungskraft bestritten wurde. Das realistische Gleichnis von dem betrügerischen Verwalter pflegt sittliche Bedenken zu erregen. Aber schließlich ist der klare Einblick Jesu in das Gebahren einer leichtsinnigen Geschäftswelt das einzig Erstaunliche, nicht aber die Folgerung, die Jesus daraus zieht, wenn er seine Gedanken nicht ohne Ironie in die soziale Mahnung kleidet: Nehmt wenigstens im Punkte der Klugheit die verachteten Weltkinder zum Vorbild und „macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon." Erfreulicherweise ist hier von einer absoluten Verdammung des Reichtums nicht die Rede. Wenn sonstige Aussprüche eine begreifliche, aber uns widerstrebende Einseitigkeit zu bekunden scheinen, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie häufig durch den sozial-asketischen Standpunkt des Lukas beeinflußt sind, anderseits daß gerade diese Einseitigkeit es ist, welche heute noch solche Kreise an Jesus kettet, die seine religiöse Bedeutung nicht

voll erkennen. Sie verehren in ihm das Opfer der herrschenden Klasse, den edeln Armen- und Arbeiterfreund, wodurch wenigstens die Brücke zu einer besseren Schätzung seiner religiösen Größe nicht abgebrochen ist. Aber immerhin bleibt es ein schweres Unrecht, wenn über dem „Sozialismus" Jesu die ethische Seite seiner Anschauung übersehen wird. Wer kennt nicht die Warnung vor dem Mammonsdienst mit der ironischen Schilderung der Sonderlinge, die ihr Lebenselement suchen in Dingen, welche die Motten und der Rost fressen? Wer nicht die Schlußmahnung des Gleichnisses vom reichen Toren: „Also geht es dem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich nach dem Urteil Gottes"? Stets zielt Jesus, der Vertreter des persönlichen Wertes und der sittlichen Freiheit, darauf ab, daß wir dem irdischen Gut gegenüber unser Selbst behaupten und uns nicht von den Dingen um uns und außer uns beherrschen lassen. Der Maßstab für sie liegt in uns, in unserer ethischen Persönlichkeit. Jesus kam bei aller Hingabe an die Welt und ihre Genüsse nie in Gefahr, „sich selbst zu zu verlieren" (Luk. 9, 25). Freilich ist der moderne Mensch noch schlimmer daran als Jesu Volksgenossen. Unter den erdrückenden Segnungen der Zivilisation und Kultur droht er unfehlbar zu ersticken, mindestens zu verflachen oder sich zu zersplittern. Demgegenüber drängt Jesus unermüdlich auf innere Konzentration, wenn er uns zuruft: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes"; unermüdlich gebietet er Loslösung vom Nebensächlichen und Rettung der Persönlichkeit, da man nicht in gleicher Weise Gott dienen kann und dem Mammon. Es gilt die relativen und die absoluten Werte klar zu unterscheiden, um nicht in den Bann der ersteren zu geraten. So ist auch auf diesem Gebiete Jesu Haltung als geradezu klassisch zu bezeichnen. Hiermit rechtfertigt sich auch, daß wir das Verhältnis Jesu

zum irdischen Gut in einem besonderen Kapitel besprochen haben. Zu einer chronologischen Einstellung der einzelnen Lehrstücke in ein biographisch geordnetes Leben Jesu fehlen uns die nötigen Anhaltspunkte. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß alle diese Stücke überwiegend der großen galiläischen Wirksamkeit angehören.

Zwölftes Kapitel.

Die Katastrophe. Das Ende der galiläischen Predigt.

Inzwischen deuteten die Zeichen der Zeit auf Sturm. Plötzlich, aber nicht unvorbereitet, brach er herein. Es stellt sich in Kapernaum, jedenfalls auf Veranlassung der galiläischen Feinde Jesu, eine von Jerusalem entsendete Untersuchungskommission von Schriftgelehrten ein, allerdings zunächst nur mit dem Auftrag, zu beobachten und Material zu sammeln. Man sage nicht, daß es eine Eigentümlichkeit des Markus sei, den Sitz der Feindschaft gegen Jesus in Jerusalem zu suchen. Treten auch die Schriftgelehrten bei Markus mitunter so unmotiviert auf (2, 6; 3, 22), wie bei Lukas die Pharisäer, diesmal sind sie völlig am Platze, denn endlich einmal mußte man in Jerusalem von den Vorgängen in Galiläa Notiz nehmen. Nicht umsonst wird diesmal Markus von Matthäus sekundiert. Bald brechen Pharisäer und Schriftgelehrte ungescheut den Hausfrieden. Sie dringen bei Jesus ein und nehmen Veranlassung zu rügen, daß seine Jünger vor dem Essen nicht die Hände waschen. Jesus antwortet scharf und spielt wie bei den Sabbatskonflikten die Einzelfrage sofort auf das prinzipielle Gebiet über. Er wirft ihnen Feindschaft gegen das Gesetz vor und scheut sogar vor dem Ausdruck „Heuchler" nicht zurück, weil sie über

den Reinigkeits- und Speisegesetzen die wichtigsten Gottesgebote hintanstellen. Tief ins Gewissen traf sie der Vorwurf des mit dem „Korban", d. h. Opfergeschenk, getriebenen Mißbrauchs. Durch solche erschlichene Gelübde von Tempelgaben pflegten sie Eltern und Kinder ihren natürlichen Pflichten zu entfremden. Schließlich wandte sich Jesus an die versammelte Menge und verwies sie auf das Wesen der Sache, indem er erklärt: Unrein ist nur der sündige Wille, rein das Herz, das in Gott lebt. Ton und Ausführung dieser Rede erinnern schon an die Pharisäerrede und lassen erkennen, über welche Kampfeswucht er verfügte, wenn er vor einem unvermeidlichen Bruche stand. In der Tat folgen weitere Kämpfe, die ohne Angabe einer Veranlassung in den furchtbaren Apostrophen der Pharisäerrede zum Ausbruch gelangen. Fast scheint es, daß die Gegner ihre alten Vorwürfe vom Satansbunde in der schärferen Form der Besessenheit Jesu wiederholten, Vorwürfe, die unvergeßlich auf Jesus lasteten (Matth. 10, 25). Den skrupellosen Gegnern gegenüber kennt Jesus keine Rücksicht und Schonung. In vernichtender Weise geißelt er den Hochmut, die Heuchelei und Habsucht der Pharisäer und Schriftgelehrten. Man hat die Pharisäerrede, vom Standpunkt objektiver Gerechtigkeit betrachtet, zu hart befunden. Gab es doch in den Reihen der Pharisäer viele ehrliche Zeloten und Gesetzesdiener, die in ihrer Weise Gottes Willen zu tun vermeinten. Aber wo hat je ein Prophet oder Reformator in einem großen Prinzipienstreit eine andere Sprache geredet? Und welche Rücksicht verdienten die speziellen Gegner Jesu mit ihren Beelzebulverleumdungen? Bei dieser moralischen Verdammung ist es unwesentlich, ob wir es mit einer geschlossenen, später vielleicht weiter ausgeführten Rede oder mit summierten Äußerungen zu tun haben. Bei der Matthäusrelation ist

jedenfalls die künstliche Konstruktion der sieben Weherufe auszuscheiden. Von diesen Vorbehalten abgesehen bietet die Pharisäerrede in der Hauptsache zuverlässiges Redegut Jesu. Es fragt sich nur, ob nicht diejenigen recht haben, die sie, dem Matthäus folgend, in die Tage von Jerusalem verlegen. Es läßt sich nachweisen, daß dies nicht angeht. Die Evangelien unterscheiden klar zwei Pharisäerreden. Eine kurze an das Volk adressierte Ansprache stammt aus dem Markusevangelium (12, 38—40) und findet sich bei allen Synoptikern, während die lange, an die Pharisäer gerichtete Streitrede von der Redequelle herrührt und von Lukas richtig mit dem Ende der galiläischen Tätigkeit in Verbindung stehend gedacht wird (Luk. 11, 37—48). Beide Reden können nicht unmittelbar hintereinander gesprochen sein, wie es bei Matthäus geschieht (Matth. 23, 1—8; 13—31). Auch ist ihr Zweck ein verschiedener. In Jerusalem handelt es sich um einen gelegentlichen Ausfall, um das Volk von den Pharisäern abwendig zu machen, während sie einen direkten, schonungslosen Angriff dort schwerlich ertragen hätten. Überdies ist der Chardienstag stofflich so überlastet, daß für beide Reden kein Raum bleibt. Dagegen paßt die Streitrede vortrefflich in die galiläische Konfliktszeit, die mit dem tragischen Scheitern der Predigt Jesu in Verbindung steht. Die Folgen dieser Streitrede konnten nicht ausbleiben. Unter der Wucht dieses Schlages verbinden sich die Pharisäer mit der ihnen sonst antipathischen herodianischen Partei, die an Jesu Auftreten ähnliche Befürchtungen knüpfte wie bei dem des Täufers. Sie schwören ihm den Tod. Seitdem lastet Gewitterschwüle auf den Gemütern. Die Besessenheitsverleumdungen bleiben auch nicht ohne Wirkung und finden allmählich Eingang bei der Menge, zumal da Jesus, wie es scheint, sich seit längerer Zeit von der Synagoge

zurückgezogen hatte. Bitter empfand Jesus in jener Zeit, daß es leichter sei, die Volksgunst zu gewinnen als sie festzuhalten. Er hatte ja nur ideale Güter zu bieten, welche die bewegliche Bevölkerung Galiläas nicht dauernd zu fesseln vermochten. Furcht und Zweifel dringen aber auch in die Reihen der Jünger ein, und viele verlassen ihn, was bei der übermächtigen, gewissenbeherrschenden Autorität der Rabbinen leicht begreiflich ist. Nun ist die gefürchtete Katastrophe da. Jesus sieht sich genötigt, das Land zu verlassen. Nicht bloß die Gefahr, auch die Ratlosigkeit treibt ihn in die Ferne. Jedenfalls kann er gegen den vereinigten Widerstand nicht mehr aufkommen. Schmerzerfüllt geht er von dannen. Das Anerbieten eines enthusiastischen Anhängers, ihm zu folgen, weist er mit der Begründung zurück, daß er selbst nicht wisse, wohin er sein Haupt legen solle. Unterwegs schleudert er, tief erregt, vielleicht in Chorazin, das in der Richtung seines Rückzuges nach Norden lag, sein Wehe gegen die undankbaren, treulosen Städte, insbesondere gegen das heißgeliebte Kapernaum, das Jesus lange mit Stolz als „seine Stadt", als seine zweite Heimat betrachtet hatte. Welch schneidenden Kontrast bildet doch dieser erschütternde Weheruf gegen die sonnigen, hoffnungsvollen Seligpreisungen seiner ersten Zeit! Es heißt doch sehr den Ernst der Lage verkennen und den Charakterernst Jesu unterschätzen, wenn man in diesem Weheruf gegen die Städte nicht mehr sehen will als eine vorübergehende Mißstimmung. Vielmehr ahnte er damals, daß er die Predigt in Galiläa nie wieder aufnehmen werde. Und doch vergißt er auch in Zorn und Schmerz nicht die zarte Sorge um die Jünger. Er tröstet die zusammengeschmolzene „kleine Herde" und dankt den Treugebliebenen für die Ausdauer, mit der sie in seinen Anfechtungen bei ihm ausgehalten. So leuchtet auch aus Nacht und Dunkel die treue Heilandsliebe.

Dreizehntes Kapitel.

Rückzug nach Norden ins Heidenland.

Dem Rückzug Jesu folgt eine Zeit unstäter, zielloser Wanderungen. Er wendet sich auf einsamen Pfaden ins Heidenland nach Norden aus dem einfachen Grunde, weil ihm keine andere Wahl bleibt, denn ein Aufenthalt unter den Samaritern war ausgeschlossen. Die Wanderung in das Gebiet von Tyrus und Sidon ist nicht so auffallend als es den Anschein hat. Ihr Gebiet erstreckte sich bis in die Nähe des Sees Genezareth. Der Meromsee und das nördlichste Jordantal gehörten bereits zu dem entlegenen Sidon. Westlich davon lag das Gebiet von Tyrus, das Jesus mit seinen Jüngern zuerst betrat. Trauer über das Geschehene, Sehnsucht nach Ruhe und Sammlung erfüllten sein Inneres. Nicht lange war er dort in ein Haus getreten mit dem stillen Wunsche unerkannt zu bleiben, da störte ihn ein syrophönizisches Weib. Es hatte von Jesus gehört und erflehte seinen Beistand gegen den bösen Geist, der ihre Tochter beherrschte. Man kann sich vorstellen, daß Jesus die Hilfeheischende nicht allzu willig aufnahm. Sein Volk hatte ihn verworfen. Sollte er eine noch hoffnungslosere Arbeit unter den Heiden beginnen? So erklärt er denn, vielleicht an die Jünger gewendet, es zieme den Heiden nicht, die Stelle der Kinder einzunehmen. Man darf diese Abweisung nicht abschwächen, wie Markus tut, durch die Einfügung: „Laß erst die Kinder satt werden!" Denn dann war er bereits zur Hilfe entschlossen und seine Härte war überflüssig. Man darf seine Schroffheit aber auch nicht steigern bis zur Verleugnung der Humanität. Nach dem Matthäusbericht verweilt Jesus zu lange bei seiner Weigerung. Als er nämlich die bange Besorgnis auf dem Antlitz der Frau las und ihre glaubensvolle Antwort

vernahm voll Demut und Klugheit, da fühlte er sich alsbald überwunden und spendete ihr den Trost: „Dir geschehe wie du willst.“ Mit der Hilfe verhielt es sich ähnlich wie bei dem Hauptmann von Kapernaum. Er lebte der Überzeugung, daß solcher Glaube Erhörung verdiene, und sein Wunsch hatte den Wert erhörter Fürbitte. Dazu kam noch das erkennbare Verlangen der Kananäerin nach geistiger Hilfe. Unter solchen Umständen verzichten wir gerne auf die Heilungsbescheinigung. Jesus aber sieht im Geiste die schon von den Propheten geahnte Zeit voraus, wo viele von Morgen und Abend kommen und mit Abraham im Himmelreiche sitzen werden. — Aus der phönizischen Landschaft wandte sich Jesus wieder zu den Gefilden der Dekapolis am See Genezareth. Es war, als suchte er eine Annäherung an die aufgegebene Stätte seines Wirkens. Ehe er sich jedoch dahin zurückwandte, leitete er von der Dekapolis aus eine zweite Nordwanderung ein, bei der er in die Landschaft Gaulanitis vordrang, bis in die Nähe von Cäsarea Philippi, der Hauptstadt des Tetrarchen Philippus. Diese Stadt, die Jesus übrigens nicht betrat, lag inmitten üppiger Vegetation am Fuße des schneebedeckten Hermon. Sie hieß früher Paneas, war aber, als sie von Philippus umgebaut und zur Residenz erhoben wurde, zu Ehren des Kaisers Augustus Cäsarea, d. h. Kaiserstadt benannt worden. Ihr Name wurde für die Geschichte des Christentums bedeutungsvoll. In der großartigen Szenerie dieser einsamen Gebirgswelt vollzog sich das von Jesus entlockte, aber in der Stille gereifte Jüngerbekenntnis, daß Jesus der Messias sei. Seit dieser neuen, epochemachenden Phase des Messiasglaubens entwickelt sich das Leben Jesu in geschlossenem Zusammenhang und eilt mit dramatischer Gewalt dem Ende zu. Es war auf dem Wege zu einem der Dörfer in der Nähe der Stadt, da

erkundigte sich Jesus bei den Jüngern scheinbar zufällig nach der Volksmeinung über seine Person. Die Antwort der Jünger beweist, daß die Volksstimme von den früheren messianischen Erörterungen hinsichtlich der Person Jesu (Matth. 12, 23) wieder abgekommen war. Mehr als eine vorbereitende Prophetenrolle wollte man dem Herrn nicht mehr zubilligen. Auch diese kaum mehr nach der Katastrophe. Sodann fragte er nach ihrer eigenen Ansicht. Nachdem Jesus in trautestem Verkehr den Jüngern sein innerstes Wesen erschlossen hatte, konnte er nicht länger darauf verzichten, in der brennendsten Frage, der Messiasfrage, den Erkenntnisstand seiner Jünger zu prüfen. Er mußte endlich ins klare darüber kommen, wieviel er von der Zukunft zu hoffen und zu fürchten habe und inwiefern er auf die Jünger bauen könne. Die entscheidende Frage war also gestellt. Da stieß Petrus erregt die Antwort hervor: „Du bist der Messias!" Nun war der Augenblick gekommen, dem Jesus bald mit banger, bald mit hoffender Erwartung entgegengesehen hatte. Aber er empfand keine Freude; zu schwer lastete auf ihm das Verhängnis des Augenblicks. Die gegenteilige Versicherung, daß er den Petrus selig gepriesen habe, ist eine völlig isolierte Behauptung des Matthäus und bildet bei diesem nur den Übergang zu der berühmten Petrusverheißung, wonach Jesus in Petrus den Felsen der zukünftigen Kirche sieht und ihm die Schlüssel des Himmelreiches übergibt. Die Worte „Fleisch und Blut haben dir das nicht geoffenbart" erinnern stark an die paulinische Stelle: „Als es Gott wohlgefiel, seinen Sohn in mir zu offenbaren, da besprach ich mich nicht mit Fleisch und Blut" (Gal. 1, 16). Man hätte sich viele Kontroversen und exegetische Ausflüchte erspart, wenn man längst und offen hätte zugeben wollen, daß es sich bei der ganzen Stelle um eine Fälschung zugunsten der werdenden Papst-

kirche handelt. Wäre die an sich schon verdächtig klingende Verheißung echt, so müßte sie bei ihrer Wichtigkeit wenigstens bei allen Evangelisten stehen. Der Markusbericht gibt ein ganz anderes Bild. Hier heißt es, daß Jesus, offenbar unangenehm betroffen über die deutlich herausgehörte politisch-weltliche Messiaserwartung, die Jünger anfuhr, in deren Namen Petrus gesprochen hatte, und daß er ihnen unverbrüchliches Stillschweigen gebot. Gerne hätte er wenigstens vorläufig seine Entscheidung hinausgeschoben. Aber das ging nicht länger an. Die Zeit des Zögerns und Hinhaltens war vorüber. Sollte seine jetzt proklamierte Messianität nicht zu allseitiger Täuschung führen, so mußte er vorwärts und das Letzte und Schwerste wagen, nämlich im Mittelpunkte des Volkes und der Hierarchie seine messianische Würde zur Geltung bringen. Einen andern Weg gab es nicht mehr nach den Hemmungen und Stockungen der letzten Zeit. Nun hieß es alles aufs Spiel setzen oder alles verlieren. Der kühnste Schritt war in seiner Lage der natürlichste. Und schließlich war ein Ende mit Schrecken immer noch besser als das unheilbare Siechtum, dem seine Sache verfallen schien. So faßte er seinen tragischen Entschluß und teilte ihn auch den Jüngern mit, wobei er ihnen nicht verhehlt, daß er einer dornenvollen, gefährlichen Zukunft entgegengehe. Wie Jesus an einem Wendepunkt angelangt war, also auch der Kritiker. Wir haben als Kritiker zu entscheiden, ob Jesus gemäß den überlieferten Todesweissagungen die gesamte Zukunft einschließlich Kreuzestod und Auferstehung genau vorausgewußt und sich zu einem freiwilligen Gehorsamsleiden oder gar zu einem Sühnopfertod entschlossen habe, oder ob ihm eine zwar gefahrvolle, aber doch nicht aussichtslose Geltendmachung seiner Messianität vor Augen schwebte. Letzteres ist offenbar der geschichtliche Tatbestand. Für ihn spricht

die fortdauernde Ahnungslosigkeit der Jünger und der nachfolgende ernstliche Versuch Jesu, in Jerusalem einen messianischen Sieg zu erstreiten. Auch drängt sich die Tatsache auf, daß er sich erst ganz zuletzt, nicht ohne einiges Widerstreben des natürlichen Menschen, mit der unjüdischen, erst durch die Umstände aufgezwungenen Idee des leidenden Messias abfand. Somit darf der damalige Leidenshinweis nicht als unzweideutige Vorhersagung seines Todes aufgefaßt werden. Es bezeugt die unerschütterliche Festigkeit seines Entschlusses, daß er auf die erschrockenen Einwendungen des Petrus, der den Herrn beiseite nahm und auf ihn einredete, den Versucher mit der ihm eigenen Schroffheit zurückwies und den Zug nach Jerusalem mit dem göttlichen Ratschluß in Verbindung brachte. — Es bedarf aber noch einer weiteren Aufhellung. Bei seiner Leidensverkündigung oder sonst um jene Zeit gebrauchte er zum ersten Male die rätselhafte Selbstbezeichnung „Menschenkind" oder „Menschensohn." Der Titel entsprach augenscheinlich einem persönlichen Bedürfnis, sofern Jesus sein Wesen und sein Berufsbewußtsein darin wiederfand. Die Jünger aber verstanden ihn seinem Ursprung nach ebenso wenig als die Evangelisten, die ihn ohne Wahl bei jeder Gelegenheit verwenden. Auch heute noch sind wir auf Vermutungen angewiesen. Die einen halten den Namen für eine messianische Selbstbezeichnung Jesu und erinnern namentlich an die Stelle bei Daniel (7, 13—14) von dem aus den Wolken kommenden Menschensohn, andere bestreiten das nach Wellhausens Vorgang, der uns versichert, daß der aramäische Ausdruck im Munde Jesu nichts weiteres als „Mensch" bedeute. Da aber der Ausdruck auch in der spätjüdischen Literatur, nämlich bei Daniel und den jüdischen Apokryphen, und zwar als messianischer Ausdruck das nämliche bedeutet, so ist damit nichts gewonnen. Es bleibt

nichts übrig, als uns ganz in die Seele des Herrn zu versetzen und ihm den Sinn seiner Selbstbezeichnung abzulauschen. Da geht es nun nicht an vorauszusetzen, daß der schriftkundige Meister an Daniel und seine Weissagung gar nicht gedacht habe. Im Gegenteil gewinnt es den Anschein, daß Jesus in der kritischen Zeit des Bangens um die Zukunft bei den Propheten Trost suchte und namentlich auch Daniels apokalyptischen Menschensohn ins Auge faßte. Vorübergehend konnte ihm die Rolle des auf den Wolken kommenden Menschensohnes vielleicht ebenso verlockend erscheinen, wie ehemals die des politischen Messias. Allein sehr bald war Jesus mit sich und aller apokalyptischen Phantastik im reinen. Von seinem eigenen Denken und Wesen beherrscht, schob er unbedenklich alle messianischen Weissagungen beiseite, die seinem eigenen Bewußtsein widersprachen. Wenn er den Propheten zum Trotz die Notwendigkeit davidischer Abstammung des Messias leugnete (Mark. 12, 35—37), so mußte ihm gegenüber der Danielsstelle sein gereiftes Bewußsein die Entscheidung noch mehr erleichtern. Sein Bibelverständnis mußte ihm sagen, daß Daniel von einem übernatürlichen Wesen rede, das irdisches Leben und Leiden ausschließe, also nicht auf die Wiederkunft eines geschichtlichen Menschen bezogen werden kann. Und wozu bedurfte er solcher Glaubensstütze, wenn er doch als Erdensohn auf die diesseitige Hilfe seines Vaters hoffte und jedenfalls dem Willen seines Vaters sich zu fügen bereit war? Welchen Zweck hatte es, ohne zwingende Not bei phantastischen Vorstellungen zu verweilen, welche die ihm so nötige Spannkraft nur lähmen konnten? Schließlich erwäge man, daß, solange die absolute Notwendigkeit des Sterbens nicht entschieden war, von einer Aufnahme der Wiederkunftshoffnung erst recht nicht die Rede sein konnte. Will man

aber beide Vorstellungen dem Herrn Jesus aufnötigen, so haben wir so ziemlich den dogmatischen Christus, und es zeigt sich, daß durch den Beizug spätjüdischer und urchristlicher Ideen das geschichtliche Verständnis Jesu kaum etwas gewinnen kann. Hier ist einer der Punkte, wo die Gefahr der Buchstabentheologie vor Augen liegt. Man verweist auf alle jene Stellen, in denen Jesus von seiner Wiederkunft und seiner Rolle als Weltenrichter spricht. Allein alle diese Stellen finden sich entweder in dem vom Sauerteig urchristlicher Ideen hoffnungslos durchtränkten apokalyptischen Kapiteln (Matth. 24 und 25; Mark. 13), oder sie charakterisieren sich in ihrer absoluten Zusammenhangslosigkeit als spätere Anhängsel und Einschiebungen (Mark. 8, 38; Matth. 16, 27; Luk. 9, 26; 18, 8). Im Gegensatz zu Jesu zarter Behandlung der Messiasfrage sind diese Stellen überaus plump in Form und Inhalt. Wer den Versuch macht, sie im Kontext eines kritischen Einheitsevangeliums unterzubringen, wird sich von ihrer völlig widerstrebenden Natur leicht überzeugen. Mit welcher Skrupellosigkeit das urchristliche Zeitalter die Aufnahme seines Lieblingsgedankens, der Wiederkunft Christi, in den Textzusammenhang erzwang, ergibt sich aus einer Vergleichung von Luk. 18, 29—30 mit Matth. 19, 28—30. — Doch zurück zum „Menschensohn"! Der so oft wiederkehrende Titel ist natürlich nicht aus der Luft gegriffen. Jesus gebrauchte ihn tatsächlich als Selbstbezeichnung von dem Augenblick an, wo er sich mit der Danielstelle beschäftigt hatte. Als Denkmal dieser Reflexion steht noch der von Jesus erwählte geheimnisvolle Titel da und begleitet ihn durch die Leidenszeit. Das ist nicht unerklärlich. Den messianischen Vollsinn des Titels wollte Jesus sich nicht aneignen. Doch seltsam! Der Titel selbst zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an, und merkwürdigerweise

ergeht es uns jetzt nicht anders. Wir möchten ihn im Munde Jesu nicht missen. Jesus hat diesen Titel ebenso wie die Messias- und die Reichgottesidee mit neuem Gehalt bereichert, mit Geist von seinem Geiste ausgestattet. Was legt er nicht alles in diesen Titel hinein, und zwar so, daß es deutlich vernehmbar in unsrer Seele widerklingt und nachschwingt! Sein ganzes liebendes und leidensfähiges Menschentum hören wir heraus, vorab seine Niedrigkeit und Leidensbestimmung. Aber ein wesentliches Moment dürfen wir bei dieser Umgestaltung des Begriffes nicht vergessen. Jesus konnte den messianischen Ursprung des Titels unmöglich vergessen. Daher konnte er die hochfliegende Bezeichnung nie ohne mitklingende wehmütige Selbstironie gebrauchen, wenn er den rauhen Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit empfand. Für die hier aufgestellte Hypothese spricht nicht nur das natürliche Gefühl, das sich mit dem rein messianischen Sinn durchaus nicht zufrieden geben kann, sondern auch der mutmaßliche Gebrauch des Titels im Munde Jesu. Streicht man nämlich den Ausdruck Menschensohn bis zur ersten Leidensverkündigung, anderseits die unechten Wiederkunftsstellen, so bleiben im Grunde nur solche Stellen übrig, welche der Idee des dienenden und duldenden Messias entsprechen. — In jenen Tagen der Selbstbesinnung sprach Jesus gerne von der Pflicht selbstverleugnender Nachfolge. Das Bild vom geduldigen Tragen des Kreuzes kann allerdings vor der Leidenszeit Jesu nicht gebraucht worden sein. Angesichts der vor der Türe stehenden Entscheidung drängte Jesus darauf, nötigenfalls das Leben preiszugeben, um die Seele zu retten. „Wer sein Leben retten will, sprach er, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen" (Matth. 16, 25). Die damaligen Ausführungen

Jesu gipfelten, wenigstens nach der Anordnung der Evangelisten, in dem herrlichen Ausspruch: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?" Die klassische, aber ziemlich freie Übersetzung Luthers rechtfertigt sich namentlich in bezug auf die Parallelstelle bei Lukas (9, 25): „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sich selbst verliert oder innern Schaden leidet." Nirgends ist Jesu Lehre origineller und erhabener, nirgends ist er mehr in seinem Heilandselemente als da, wo er von dem unendlichen Werte der Menschenseele redet, durch den auf unsre Humanität, unsern irdischen Lebenszweck und unsre ewige Bestimmung ein so helles Licht fällt. Diese Melodie vom Werte der Menschenseele läßt Jesus in den verschiedensten Tonarten erklingen. Bald mahnt er uns an unsre Verantwortlichkeit: „Es ist nicht der Wille meines Vaters im Himmel, daß eines von diesen Kleinen verloren gehe;" bald tröstet er die Sorgenmenschen mit unserm ganz besonderen Anspruch an die göttliche Vorsehung: „So denn Gott das Gras des Feldes, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also bekleidet, sollte er das nicht viel mehr auch euch tun, o ihr Kleingläubigen?" Worauf gründet aber Jesus diesen Seelenwert des Menschen? Offenbar auf unsre Gottesgewißheit, welche die Selbstgewißheit von dem Wert und der Würde unserer Seele in sich schließt. Nur zugleich mit dem Vater können wir uns selbst finden und besitzen. Aber der erste, welcher den Ewigkeitswert des Menschen überzeugend begründete und in seiner Person gleichsam verkörperte, war auch der erste, welcher keinen Augenblick zauderte, Kraft und Leben im Seelendienste für Verlorene zu opfern (Matth. 18, 11; Luk. 19, 10). So war er

nicht bloß gekommen, seine Seele zu offenbaren, um uns das verlorene Paradies zurückzugewinnen, sondern auch um im Dienste andrer sich persönlich einzusetzen. — Inzwischen befand sich Jesus bereits auf dem Rückweg nach Galiläa, den er auf der rechten Jordanseite einschlug (Matth. 17, 22; Mark. 9, 30). Damals heilte Jesus einen epileptischen Knaben, an dem zum größten Unmut des Meisters sich die Jünger vergeblich versucht hatten. Jesus schöpfte daraus Veranlassung, von der bergeversetzenden Macht des Glaubens zu reden. Bei dieser Gelegenheit wurde offenbar, daß er die Heilkraft durchaus nicht als eine ihm allein zu teil gewordene Gottesgabe betrachtete. Denn als die Jünger sich über einen unbekannten Anhänger Jesu beklagten, der in Jesu Namen Teufel austreibe, da meint er, sie sollten es nicht verbieten, und fügt in anspruchsloser Duldsamkeit hinzu: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns."

Vierzehntes Kapitel.

Letzter Aufenthalt in Galiläa. Verdrängung und Abschied.

Es macht einen wehmütigen Eindruck zu sehen, wie Jesus von seiner Nordwanderung aus nicht den nächsten Weg durch Peräa nach Jerusalem zieht, sondern möglichst unerkannt durch Galiläa wandert und wider Erwarten nach Kapernaum zurückkehrt. Es war wie ein letzter Versuch, ob er den abgerissenen Faden nicht wieder anknüpfen könne. In spätestens drei Wochen wollte er allerdings zur Osterzeit in Jerusalem sein. Aber der schwere Gang wäre ihm wesentlich erleichtert worden, wenn er in Galiläa wieder festen Fuß gefaßt hätte. In Kapernaum findet er jedoch keinen Empfang; kein Volksgedränge

begleitet seine Schritte. Nur die Steuererheber stellten sich bald nach seiner Ankunft bei Petrus ein mit der vorsichtigen Frage, ob ihr Meister nicht die Tempelsteuer zu entrichten pflege. Diese wurde im letzten Monat vor Ostern von jedem erwachsenen, d. h. zwanzig Jahre alten Juden im Betrag eines Zweidrachmenstücks erhoben. Bei der tempelfeindlichen Gesinnung, die man Jesus zuschrieb, zweifelte man an seiner Bereitwilligkeit zu zahlen. Auch scheint man ihn bereits als Fremden betrachtet zu haben. Die Antwort Jesu bezeugt sein freies, selbstbewußtes Wesen. Mit liebenswürdigem Humor meint er: Königsöhne seien eigentlich steuerfrei, aber, um kein Ärgernis zu geben, solle Petrus schleunigst in dem fischreichen See seinem Berufe nachgehen und aus dem Erlöse des Fischfangs für sich und ihn die Steuer decken. Unbegreiflicherweise hat der Evangelist diese charakteristische Szene mit einem abgeschmackten Wunder belastet, wonach Jesus geboten habe, einen Fisch zu fangen, in dessen Magen man das nötige Geld finden werde. An solchen Stellen pflegt auch der starke Glaube zu wanken. Auch sonst überzeugte sich Jesus von der veränderten Lage. Er findet die Menge erkaltet. Bei der herrschenden Stimmung schweigt Predigt und Heilung. Selbst auf das Jüngerverständnis mußte er verzichten. Jesus wußte, daß sie unterwegs über die Plätze im zukünftigen Himmelreich gezankt hatten. Und das war möglich trotz seiner Leidensverkündigung, und obgleich der Boden bereits unter ihren Füßen wankte. Aber freilich waren sie Verstoßene, die einer Entschädigung bedurften. Mit pädagogischer Weisheit suchte sie Jesus zu höheren Gesichtspunkten zu leiten. Wie sinnig beschämte er ihren törichten Ehrgeiz, indem er ein Kind in ihre Mitte stellte und den demütigen Kindessinn als erste Voraussetzung für die bezeichnete, die einen Platz im Himmelreiche begehren!

Sein denkwürdiges Wort vom Werden wie die Kinder ist aber mehr als ein bloßes Lob des anspruchslosen Kindessinns. Es liegt darin auch die große Wahrheit, daß die Frömmigkeit nicht ein Produkt der wachsenden Kultur ist, sondern der ursprünglichen Menschennatur, zu der die Rückkehr geboten ist. Dabei fand Jesus auch Worte der Anerkennung und Erhaltung der Kinderunschuld. Den Blick auf das Kind an seiner Hand gerichtet mahnt er: Verachtet diese Kleinen nicht, gebt ihnen kein Ärgernis, denn ihre reinen „Augen sehen allezeit das Antlitz ihres Vaters im Himmel". Wahrscheinlich nur um der Gedankenverwandtschaft willen sind hier von dem Evangelisten Worte Jesu eingemengt, die von der Pflicht schonender Fürsorge für die Verachteten und Geringen handeln. Sie sind in unserem Einheitsevangelium von dem Kinderwort klar unterschieden. Der Gedanke an die suchende Liebe gegenüber den Verlorenen leitet schließlich zu den Gleichnissen von Schaf und Groschen über, in denen Jesus seine eigene Hirtentreue berührt. — Bald sollte Jesus auch von seinen alten Gegnern ein Lebenszeichen vernehmen. Die Pharisäer suchen ihn durch die Ehescheidungsfrage in Widerspruch mit Gesetz und Herkommen zu verwickeln. Es handelt sich um das frivole, nach dem Gesetz (5. Mos. 24, 1) zulässige und übliche Ehescheidungsverfahren, nach welchem dem Ehemann das Recht zustand, mit oberflächlicher Begründung seines Widerwillens und mit einfacher Übergabe eines Entlaßscheins sich von seiner Frau zu trennen. Indem Jesus dem gegenüber die ewige Schöpfungswahrheit betont, die ihm mit göttlicher Institution gleichbedeutend ist, nimmt er hier wie sonst Partei für die natürliche sittliche Ordnung. Die sittliche Idee gebietet: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Von dem Fall des Ehebruchs sagt

Jesus nichts, da es nicht seine Art ist, das Prinzip durch Zulassung von Ausnahmen gleichsam juristisch zu durchbrechen und abzuschwächen. Auf die naive Bemerkung der Jünger, daß es bei so strenger Auffassung der Ehe für den Mann besser sei, überhaupt nicht zu heiraten, empfiehlt Jesus das freiwillige Zölibat nur für die, welche im Dienste eines Opfer erfordernden Wirkens stehen. Damit erledigt sich zugleich die da und dort aufgestellte, z. B. von dem Historiker Guizot in einem Aufsatze behandelte Frage, weshalb Christus ehelos geblieben sei. — Der bangen Unsicherheit der Lage macht schließlich die Ausweisung seitens des Herodes ein Ende. Der Tetrarch, in seiner Politik von dem Machtgebot Roms und des Prokurators Pilatus abhängig, durfte keine messianische Bewegung aufkommen lassen, wenn er sich nicht selbst verdächtig machen wollte. Da er sich aber nicht selbst an Jesus vergreifen will, nachdem er schon durch das Martyrium des Johannes sein Gewissen belastet hatte, kommt er auf einen andern Ausweg. Er sendet Pharisäer, die Jesus auf die drohende Gefahr aufmerksam machen und unter dem Scheine der Warnung aus dem Lande treiben sollen. Ihr eigenes Interesse machte sie dem Despoten willfährig. Wußten sie doch, daß Jesus in Jerusalem sich seinen schlimmsten Feinden ausliefere. Jesus durchschaut die Sachlage und läßt dem arglistigen „Fuchs“ sagen, vorläufig lasse er sich in seinem Berufe nicht stören, aber in kurzer Frist werde er in Jerusalem sein, das ja, wie er sarkastisch hinzufügt, auf das Vorrecht des Prophetenmordes noch nicht verzichtet habe. Mit den Jüngern allein gelassen weicht die trotzige Stimmung und in schmerzdurchzittertem Ausrufe gedenkt er seines vergeblichen Liebeswerbens um Jerusalem, das hier, wie öfter bei den Propheten, die Stelle von Gesamtisrael vertritt. Aber sein Glaube wankt

nicht. Der festeste Punkt im Werden und Wandel seiner Reichgotteserwartung war die Überzeugung, daß er die große nationale Erneuerung, wie er sie von innen heraus eingeleitet hatte, selbst erleben müsse. Nun kennt er auch den Zeitpunkt der Erfüllung. An Ostern, das weiß er, wird in Jerusalem die Entscheidung fallen. Dort muß das Reich Gottes „in Kraft" erscheinen (Mark. 9, 1). Die Stelle ist in ihrem Kerne echt, aber interessant durch ihre mehrfache Veränderung. Nach Jesu Tod lautete sie zum Trost der Gemeinde: „Ihr werdet den Tod nicht schmecken, bis ihr das Reich Gottes mit Macht kommen sehet." Und als nur noch wenige Zeitgenossen Jesu lebten, die auf das himmlische Erscheinen des Reiches und des Messias hofften, da erhielt die Stelle den neuen Wortlaut: „Etliche unter euch werden den Tod nicht sehen," eine Fassung, die Jesus unmöglich gebraucht haben kann. Und doch baut man immer noch Felsen auf solche dogmatisch zugestutzte Stellen. Ob Jesus bei diesem Erscheinen „in Kraft" auf ein machtvolles natürliches Durchdringen seines Wirkens hoffte, oder ob er damit rechnete, daß der Vater durch ein übernatürliches Eingreifen das Begonnene vollenden werde, das entzieht sich der Beweisführung. Seine Lage war allerdings derart, daß er fast nur noch durch ein Wunder zum Ziele gelangen konnte. Eines also war ihm klar: plötzlich und machtvoll mußte sich das Reich Gottes offenbaren. Der Weg der langsamen ethischen Entwicklung war unter dem Druck der Lage jetzt ausgeschlossen. Und so stehen wir vor der merkwürdigen Erscheinung, daß Jesu Reichgottesvorstellung sich schließlich wieder ihrem Ausgangspunkt näherte, sofern das Reich Gottes, der Gegenwart entrückt, zur Sache der nächsten geschichtlichen Zukunft wird. Aus dieser Sachlage ergibt sich, daß die vielumstrittene Frage nach der Reichgottesvorstellung Jesu

in engem Zusammenhang steht mit seinem eigenen Entwicklungsgang und — mit dem Barometerstand seiner Hoffnungen. — Unter derartigen Zukunftsreflexionen rückt der Abschiedstag heran. Sein düsterer Ernst wird durch manche Beweise freundlicher Teilnahme gemildert. Befreundete Familien bringen dem kinderfreundlichen Meister zum Abschied ihre Kinder, die Jesus liebkost und segnet. Zugleich gibt eine Anzahl von Frauen, die seither zu den offenen oder geheimen Jüngerinnen zählten, ihre Absicht kund, ihn zu begleiten und ihm hilfreich zur Seite zu stehen. In materieller Hinsicht war ja Jesus wie ein Kind von seiner Umgebung abhängig. Unter den Frauen befinden sich drei Mütter von Jüngern, ferner Maria von Magdala, die durch die Bande der Dankbarkeit an ihn gekettet war, und eine Frau vornehmen Standes, die Gattin eines Beamten des Herodes Antipas. Sie sind es zum Teil, die treuer als die Jünger ihn auch am Kreuze nicht verlassen, nachdem sie in ihm das Licht der Wahrheit gefunden hatten. — Noch eine weitere Abschiedsszene ist uns überliefert. Eben als Jesus sich zum Fortgehen anschickte, trat ihm ein Jüngling entgegen und warf sich erregt vor ihm nieder mit der hastigen Frage: Guter Meister, was soll ich tun, daß ich das ewige Leben gewinne? Noch immer hat das Staunen nicht aufgehört, wie Jesus das Prädikat „gut" ablehnen und auf den allein Guten ablenken konnte. Allein der wahrhaftige Meister tat dies weder vom Standpunkte eines belasteten Gewissens noch im Bewußtsein prinzipiell verbürgter Sündlosigkeit, wohl aber gedenkt er in Demut vergangener Versuchungsstunden und zukünftiger Möglichkeiten. In seiner Antwort verweist Jesus den gesetzeseifrigen jungen Mann auf die Gebote und, da dieser sich auf seine Korrektheit beruft, fügt er die weitere Forderung hinzu, sich

seiner gesamten Habe zu entäußern. Das war keine bloße Glaubensprobe, auch keine asketische Forderung im Sinne legaler Vollkommenheit, wie es Matthäus auffaßt (19, 21). Was Jesus verlangt, ist vielmehr die unerläßliche Voraussetzung der damaligen Jüngernachfolge (Luk. 14, 33; Matth. 19, 27). Gerade damals, wo Jesus sich zum Zuge nach Jerusalem rüstete, suchte er Jünger zu gewinnen, ohne freilich von der Strenge seiner Anforderungen etwas nachzulassen (Luk. 9, 59—62). Wie gerne hätte er da den ihm lieb gewordenen Jüngling in seine Begleitung aufgenommen! Allein dieser war unglücklicherweise begütert und vermochte nicht, das nötige Opfer der Entsagung zu bringen. Daher die bitteren Worte Jesu über die Reichen. Es mischt sich in ihnen der Schmerz der Enttäuschung mit der Klage über die furchtbare Macht des Mammons. Interessant wäre es zu wissen, ob auch die Jünger vor dem Aufbruch ihr Eigentum verkauft oder verschenkt hatten. Jesus aber sah jetzt, nachdem er die Hand an den Pflug gelegt hatte, nicht mehr zurück, sondern wandte mutig und entschlossen sein Angesicht gen Jerusalem.

Fünfzehntes Kapitel.

Unterwegs nach Jerusalem.

Über den Weg, den Jesus nach Jerusalem einschlug, sind die Evangelisten nicht einig. Nach Lukas reiste Jesus durch Samarien, nach den andern Synoptikern durch Peräa. Beide Berichte sind begründet. Anfänglich gedachte Jesus durch Samarien zu ziehen. Bei dem feindlichen Verhältnis, das zwischen Samaritern und Juden bestand, sendete er vorsichtigerweise Johannes und Jakobus als Boten voraus, um für ihn und seine Jünger Herberge

zu bestellen. Die Bewohner eines Dorfes weigerten sich aber sie aufzunehmen, weil die Festreise nach dem ketzerischen Jerusalem ihnen ein Ärgernis war. Im Zorn forderten die zurückkehrenden Jünger ihren Meister auf, Feuer über den ungastlichen Ort regnen zu lassen. Jesus schalt sie tüchtig aus und scheint ihnen bei dieser Gelegenheit den ironischen Beinamen „Donnersöhne" gegeben zu haben. Diese Bezeichnung sowie die Tatsache, daß Lukas sonst nur Vorbildliches von den Samaritern berichtet (Luk. 10, 33; 17, 16), sprechen für die Richtigkeit der Erzählung und ihres samaritanischen Schauplatzes. Dabei lag es nahe, die aufgeregten Jünger an die Pflicht des Vergebens zu erinnern. Als dies geschah, stellte Petrus die kasuistisch gemeinte Frage, ob es genüge, siebenmal zu vergeben, während doch die Rabbinen sich mit der Vorschrift dreimaligen Vergebens zufrieden gaben. Jesu Antwort bahnt den Weg zu seinem Gleichnis vom Schalksknecht. Nachdem er nämlich die ganze kasuistische Denkweise durch das Gebot, siebenzigmal siebenmal zu vergeben, in paradoxer Ironie gebührend charakterisiert hat, illustriert er die Pflicht unbedingter Versöhnlichkeit durch das genannte Gleichnis und motiviert diese Pflicht durch den Hinweis auf die unversiegliche Gnade Gottes. Die unendliche Verschuldung des Schalksknechts entspricht dem paulinischen Gedanken, daß wir vom sittlichen Standpunkte aus nicht die Gerechtigkeit leisten können, die vor Gott gilt, eine Auffassung, die auch sonst vielfach in den Evangelien berührt wird. Die Parabel gibt sich formell noch als Reichgottesparabel zu erkennen durch ihren Anfang: „Das Reich Gottes ist gleich einem Könige." Im übrigen erinnert ihre Behandlungsweise bereits an die späteren Lukasgleichnisse. Infolge der erfahrenen Feindseligkeit begibt sich Jesus von Samarien nach der einsamen Ost-

jordanseite. Diesen Weg wählten ohnehin die Festkarawanen, um Konflikten mit den Samaritern aus dem Wege zu gehen. Hier ändern sich die Verhältnisse, insofern als Jesus der seit lange unterbrochenen Volkspredigt nicht länger aus dem Wege geht (Mark. 10, 1). Doch kann er sie in dem schwach bevölkerten Gebiete Peräas und bei der kurzen Dauer der Reise dort nur in bescheidenem Maße geübt haben. Es ist uns nur glaubhaft überliefert, daß Jesus unter Hinweis auf die Sprache der Naturanzeichen wieder die Nähe des Reiches Gottes verkündigte. Im übrigen widmete er sich wie bisher mit Vorliebe der Jüngererziehung, wozu die auf der Reise sich stets aufs neue offenbarende Schwachheit und Unzulänglichkeit der Jünger vielfachen Anlaß bot. Auch gedankenlose Leute, welche sich an Jesus herandrängten, ohne die Kosten des Jüngerstandes überschlagen zu haben, mußten belehrt und zurechtgewiesen werden. Sie wurden trotz der jüngerbedürftigen Lage Jesu mehr abgeschreckt als ermuntert. Das geschah namentlich durch die beiden realistischen Gleichnisse vom unüberlegten Turmbau und von der leichtsinnigen Kriegführung, die der Mittel zum Erfolg entbehrt. Stets verlangt Jesus eine energische Entscheidung, volle Hingabe bis in den Tod, sofortige Losreißung von Haus, Familie und Besitz, denn, sagt er, „wer nicht absagt allem, was er hat, kann unmöglich mein Jünger sein". Er ist sich bewußt, dabei auch dem Willen Gottes zu entsprechen, der ja auch das geteilte Herz nicht brauchen kann und den ganzen Menschen beansprucht. Bei der erwählten Jüngerschar wächst aber angesichts der erwarteten Entscheidung mit der Begeisterung auch die menschliche Begehrlichkeit. Petrus kann sich nicht enthalten auf einen Lohn der Entsagung anzuspielen. Ihm gegenüber behandelt Jesus die Lohnfrage nicht gerade abweisend. Alle

Evangelisten stimmen trotz einer unechten Texteinschiebung bei Markus und Matthäus darin überein, daß Jesus den Jüngern, die auf alles verzichtet haben, eine Entschädigung schon in dieser Welt in Aussicht stellt, wie denn Jesus der Lohnfrage auch sonst nicht verneinend gegenübersteht. In der großen Familie der neuen Gottesgemeinde werden die Jünger für viele Verluste reichen Ersatz finden. Diese Auffassung Jesu ist unbequem für die Vertreter jener modernen Apokalyptik, die den Standpunkt vertritt, daß Jesus mit dem demnächstigen Eintritt des Reiches Gottes sofort das Ende des gegenwärtigen Zeitalters gekommen glaubte. Aber dieser nur auf zweifelhafte Stellen gestützte Modeglaube unserer Tage ist nur geeignet, uns das geschichtliche Leben Jesu unverständlich zu machen. Sein ganzes krafterfülltes Wirken, seine tragische Reise nach Jerusalem, seine Jüngerberufung, seine jedenfalls zum Teil ursprünglichen Abschiedsmahnungen, alle jene Gleichnisse, die von den Pflichten im Reiche Gottes, von Treue, Barmherzigkeit und Vergebung reden, setzen das Gegenteil voraus, nämlich eine irdische Jüngerzukunft. Alle diese Momente verlieren ihren Sinn oder ihren besten Wert, wenn nach dem Glauben Jesu das Ende der Tage unmittelbar vor der Türe stand. Wozu dann die Qual eines arbeitsreichen, tragisch bewegten Heilandslebens? Stoisches Abwarten, buddhistischer Willensverzicht wäre dann die beste Vorbereitung für ein solches Reich Gottes gewesen. — Eine geistreiche Korrektur des Lohngedankens enthält das aus jenen Tagen stammende Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, indem es die Verhältnisse im Reiche Gottes mit einem irdischen Arbeitsfelde in Vergleich oder vielmehr in Gegensatz stellt. Der Unterschied springt in die Augen. Im Reiche Gottes kommen nicht Zeitmaß und Gegenleistung in Betracht wie bei unsern irdischen Arbeits-

verhältnissen. Der Lohn ist stets ein unverdienter Gnadenlohn und besteht eben in dem Bewußtsein der Liebe Gottes, in den geistigen Segnungen des Reiches Gottes in dieser und jener Welt. Daraus ergibt sich auch, daß Gott gegenüber niemand sich genugtun oder über seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit hinauskommen kann, wie das an dem damals bestehenden Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven gleichnisweise noch näher illustriert wird. Trotzdem kommen die zukunftsbangen, zwischen Furcht und Ehrgeiz schwankenden Jünger nicht los von dem Lohngedanken. Es dauert nicht lange, da treten die Zebedäiden Johannes und Jakobus an den voranziehenden Meister heran und begehren vor allen andern die Ehrenplätze zur Rechten und zur Linken in der Herrschaft seines Reiches. Die Bitte richtet sich offenbar gegen die Konkurrenz des Petrus und Andreas, so daß wir die hierarchischen Bestrebungen bis in den Jüngerkreis verfolgen können. Die Brüder werden unwillig von Jesus dahin beschieden, daß ihm solches nicht zustehe und an den gemeinsamen Leidenskelch erinnert. An die gesamte Jüngerschar aber wandte sich Jesus mit der eindringlichen Bitte, doch nicht den Fürsten und Gewaltigen der Erde nachzustreben, die, wie er ironisch beifügt, sich als gnädige Herren und mit dem unverdienten Beinamen „Wohltäter“ feiern lassen, sondern, wie er selbst, ihre Befriedigung in der dienenden Liebe zu suchen. Bei Johannes hat sich dieser Spruch von Jesu Beruf zu dienen zu der bekannten Erzählung von der Fußwaschung verdichtet. Diesem von Jesus gegebenen Beispiel demütiger Größe folgte bekanntlich auch der große Apostel, der nach seinem Bekenntnis „sich allen zum Diener gemacht hat“ (1. Kor. 9, 19). — Eine Beziehung auf das angeschlagene Thema enthält auch das Gleichnis von den anvertrauten Talenten. Von Lohn und Ehren kann über-

haupt nicht die Rede sein, solange nicht Leistungen vorliegen. Die wichtigste Jüngerpflicht war fortan die Arbeit, wenn die in Aussicht genommene Zukunft nicht gefährdet werden soll. Deshalb gebietet Jesus im Zusammenhang damit treue Pflichterfüllung im Dienste Gottes nach dem Maße der gottverliehenen Gaben. In der uns vorliegenden Gestalt enthält jedoch die Parabel so reiche Beziehungen auf die Wiederkunft Christi und auf die treue Arbeit in seinem Dienste, daß die Vermutung berechtigt ist, daß die ursprüngliche Fabel nachträglich allegorisiert und auf die Wiederkunft Christi bezogen wurde, wenn sie nicht ursprünglich schon erst der Zeit des Urchristentums ihre Entstehung verdankt.

Sechzehntes Kapitel.

Jericho. Die Summe des Evangeliums und die Summe der Gebote.

In wenigen Tagen war Jesus, auf dem linken Jordanufer wandernd, in der Gegend von Jericho angelangt und überschritt abermals den Fluß unfern der Stelle, wo einst der Täufer nach der Überlieferung seines Amtes gewaltet hatte. Bald betrat er die Oase von Jericho, „das göttliche Land", wie es Josephus nennt, mit seinen duftenden Balsamgärten und seiner üppigen Vegetation von Palmen, Oliven, Feigen und Bananen. In zahlreicher Volksbegleitung hielt er seinen Einzug in die volkreiche Stadt, die einst nahe am Gebirge von einer Anhöhe herabschaute, während die heutige Beduinenansiedelung sich östlich davon befindet. Kein Wort der Verwunderung entringt sich seinen Lippen über die antiken Prachtbauten, die Herodes der Große hier erschaffen. Ihm imponierten nicht „die Häuser der Könige", und von den Gewaltigen der Erde, die ihre Völker unterjochen und

vergewaltigen, wollte er nichts wissen (Matth. 11, 8; Mark. 10, 42). Dagegen entdeckte sein scharfes Auge auf einer der wegbegleitenden Sykomoren einen kleinen Mann, dessen leuchtendes Auge es ihm angetan hatte und der ihm wert schien, daß er bei ihm einkehre. Mit Freuden nahm ihn dieser auf. Er hatte ja so viel Freundliches von dem Zöllner- und Sünderfreund gehört. Wie Jesus alsbald erfuhr, war sein Gastfreund der Oberzöllner Zachäus (Sacharja, verkürzt Sakkai), der an der Spitze des dortigen Zollwesens stand und den Handelsverkehr, namentlich die Ausfuhr des berühmten Balsams zu überwachen hatte, für welchen Rom ein Monopol besaß. Über das Ergebnis dieses Besuches berichtet das Evangelium. Zachäus, der in seinem Amte zum reichen Mann geworden war, leistet großartige Buße für seinen bisherigen Mammonsdienst und für alle ihm bewußt gewordenen Übervorteilungen. Das geschah wohl erst, als Jesus in einem Gespräche unter vier Augen sein Gewissen getroffen und Zachäus sich in seiner Selbstachtung als wahrer Sohn Abrahams wiedergefunden hatte. Die Äußerung: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren" charakterisiert sich deutlich als Abschiedswort. — In dieser vielversprechenden Stadt hielt Jesus wohl mehrere Tage Rast. Er bedurfte der Ruhe und mußte sich zu dem Gange nach Jerusalem vorbereiten. Jedenfalls mußte er in Jericho Sabbat halten. Es war ihm nicht entgangen, daß viele an der Bevorzugung des Oberzöllners Anstoß nahmen. So sah er sich denn durch diese Beobachtung veranlaßt zu seiner herrlichen Gleichniserzählung vom verlorenen Sohn, in welcher er sich nicht ungern zum ersten Male an einen judäischen Zuhörerkreis wendete. Erhalten wir somit Jericho als möglichen oder wahrscheinlichen Schauplatz des Gleichnisses, so muß anderseits betont werden, daß die

Lokalisierung in Jerusalem ausgeschlossen ist, teils weil diese Tage bereits überreich mit Lehrstoff ausgestattet sind, teils weil die klassische Ruhe und Formvollendung dieser Parabel in die Aufregung der letzten Kämpfe nicht hineinpassen würde. Entsprach die Parabel wirklich dem bezeichneten Zweck, die Murrenden zu überführen, so behandelte sie ursprünglich den bekannten Gedanken, daß bei Gott mehr Freude ist über einen bußfertigen Sünder als über einen pharisäischen Selbstgerechten. Indem jedoch der erste Teil des Gleichnisses nachmals, wie es scheint, durch die Kunst des Evangelisten zu einer herrlichen Allegorie des religiösen Glaubenslebens erweitert und ausgebildet wurde, so ergibt sich diesmal der seltene Fall, daß die Zurückführung der gedankenreichen Allegorie auf die ursprüngliche Parabelgestalt weder möglich noch wünschenswert ist. In seiner jetzigen Gestalt bietet das allegorisch stilisierte Gleichnis im schlichten Rahmen eines Familienbildes nicht mehr und nicht weniger als die Summe des Evangeliums, aber ohne komplizierte Heilsvermittlung, indem es in der anschaulichsten Natürlichkeit redet von Sünde und Schuld, Gnade und Vergebung. Wer es in seiner schlichten Gestalt zu schätzen weiß, wird eine „christliche Dogmatik" gerne entbehren. — In jenen Tagen veranlaßte die Frage eines Schriftgelehrten nach dem wichtigsten Gebot, wenn wir den Spuren des Lukas folgen dürfen, auch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das auf derselben klassischen Höhe steht und gleichfalls das Lokalkolorit von Jericho aufweist. Dieses Gleichnis, das den Charakter einer typischen Beispielerzählung hat, verkündet uns das Humanitätsideal, einerseits durch die Feststellung des Nächstenverhältnisses, in dem sich die ganze Menschheit befindet, anderseits praktisch durch das vorbildliche Handeln des Samariters, der erhaben über die

Schranken religiöser und nationaler Engherzigkeit seine Barmherzigkeit betätigt, wo und soweit er es irgend vermag. Die Frage des Schriftgelehrten nach dem größten Gebot ist nichts weniger als feindselig und von dem Evangelisten irrtümlich unter die Debatten des Chardienstags versetzt worden. Der Verlauf des Gespräches zeigt denn auch, daß unser Schriftgelehrter von der Antwort Jesu sofort lebhaft überzeugt wird. Als er die Worte Jesu wiederholend freudig zugibt, daß Gott lieben mehr ist als alle Brandopfer, wird er des hohen Lobes teilhaftig: „Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes.“ Freilich fühlt er sich zugleich beschämt durch eine Wahrheit, die er sich selbst in vollem Umfang hätte eingestehen müssen. Er stellt deshalb, um zu zeigen daß die Sache doch nicht so einfach liege, eine Erläuterungsfrage nach dem Begriffe des Nächsten, da er stille Zweifel bekam, ob man bei der herkömmlichen Auffassung des Nächsten bei dem jüdischen Volksgenossen stehen bleiben könne. Die ganze Interpellation läßt aber auch erkennen, daß die rabbinische Theologie, um sich in der Unzahl von Vorschriften besser zurechtzufinden und um dem religiösen Bewußtsein gerechter zu werden, damals schon einen Unterschied zwischen Hauptgeboten und minder wichtigen Geboten zu machen pflegte. Der sofortige Hinweis Jesu auf die Gebote des Monotheismus und der Gottesliebe (5. Mos. 6, 4—5), welche auch die Einleitung des täglichen Morgen- und Abendgebetes der Juden bildeten, hat also nichts Überraschendes. Die Antwort Jesu war korrekt rabbinisch. Ihre Originalität beruht aber wesentlich darauf, daß Jesus zugleich das Gebot der Nächstenliebe (3. Mos. 19, 18) hereinzog und als gleichwertig bezeichnete. Dadurch hat er Gottes- und Nächstenliebe, Religion und Humanität, Frömmigkeit und Sittlichkeit auf gleiche Linie gestellt und

somit in Jericho, wenn unsere Datierung richtig ist, die Summe seiner ganzen Lehre gezogen, sowohl nach der Seite des Gesetzes wie des Evangeliums. Es war als hätte er damit einen Abschluß gewinnen und nochmals versuchen wollen, inwieweit durch eine tiefgegründete Predigt ein Erfolg zu erzielen sei. — Der Verwandtschaft wegen muß an dieser Stelle dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter noch die weitere Beispielerzählung vom Pharisäer und Zöllner an die Seite gestellt werden, obgleich sie ihrem Schauplatz entsprechend vermutlich erst in Jerusalem gesprochen wurde. Beide geistesverwandte Erzählungen schildern typische Gestalten aus dem Leben, beide enthalten eine deutliche polemische Beziehung auf die Vertreter der Hierarchie in Jerusalem. Es war ein glücklicher Gedanke, an dem unmittelbarsten religiösen Verhältnis, dem Gebetsleben, und an den bekannten Gestalten von Pharisäer und Zöllner den in der Wagschale des himmlischen Richters so schwer wiegenden Unterschied von Demut und Selbstgerechtigkeit aufzuzeigen: „Den Demütigen gibt Gott Gnade." Wie nahe berührt sich dieser Gedanke mit dem Gleichnis vom verlorenen Sohn! Anderseits darf sich die religiöse Gesinnung des Zöllners auch ebenbürtig neben die sittliche Größe des Samariters stellen, so daß hier eine Parabeltrias vorliegt, die im Leben Jesu wie in der christlichen Literatur nicht mehr ihresgleichen hat.

Aber eben in der Eigenartigkeit dieser und anderer Lukasgleichnisse liegt zugleich ein Rätsel verborgen, das der Lösung harrt. Wie kommt es, daß gerade die wertvollsten, aus dem innersten Wesen der Religion geborenen Gleichnisse sich nur bei Lukas finden, daß sie vielfach eine andre Behandlungsweise zeigen, und daß Lukas namentlich das Monopol jener Beispielerzählungen besitzt, in denen jede Vergleichung von Bild und Grundgedanken in Weg-

fall kommt? Ausgeschlossen ist die Vermutung, daß ein Schüler den Meister übertroffen habe, denn die fraglichen Gleichnisse tragen doch zu sehr den Stempel des Geistes Christi. Möglich ist nur, daß da und dort die breitere Pinselführung auf Rechnung des „Malers“ Lukas zu setzen ist. Aber in der Hauptsache hängt das Rätsel dieser Gleichnisse weniger mit Lukas oder seiner vorausgesetzten Sonderquelle zusammen als mit der Entwicklung der Reichgottesvorstellung Jesu. Hier tritt eine bemerkenswerte, wenig gewürdigte Erscheinung zutage. Als Jesus im Drang der Zeit sich überzeugte, daß das Reich Gottes nicht auf ethischem Wege verwirklicht werden könne, daß es vielmehr plötzlich durch einen gottgewirkten Erfolg oder irgend eine Gottestat sich offenbaren müsse, wenn er es erleben solle, da trennte er beweglichen Geistes bewußt oder unbewußt seine ethische Predigt von der Reichgotteshoffnung, nicht zum Schaden von jener. Befreit von der lästigen Fessel ihrer steten und ausdrücklichen Beziehung auf das Reich Gottes erreichte Jesu Predigt ihren Höhepunkt. Einerseits wurde sie noch realer und unmittelbarer, indem sie in den reinen Beispielerzählungen die herrschenden Charaktertypen scharf herausarbeitete, anderseits ethisierte sie sich nur ihrem eigenen Gesetz folgend zur vollen Höhe der Humanität und Religiosität. Daß dieses wertvolle Lehrgut der Redequelle, ebenso auch unserm Evangelisten Matthäus völlig unbekannt geblieben sei, ist schwer vorstellbar. Während aber Lukas seiner ethisch-universalen Richtung folgend aus seiner Vorliebe für diese Gleichnisse kein Hehl machte, sie wohl auch da und dort etwas breiter stilisierte, wurden sie von dem judenchristlichen ersten Evangelisten eben deshalb übergangen, weil sie nicht von dem nationalen Reichgottesgedanken redeten. Eine Bestätigung dieser Auffassung liegt darin, daß überall da,

wo Jesus reichsgeschichtlich redete und in Vergangenheit oder Zukunft des Reiches Gottes blickte, wir diese meist polemischen Gleichnisse fast ausschließlich bei Matthäus zu suchen haben. Nur nach dieser geschichtlichen Richtung hat Jesus die Reichgottespredigt bis in das letzte Stadium seines Wirkens fortgesetzt.

Siebzehntes Kapitel.

Messianischer Einzug und Tempelsturm.

Nach beglaubigten Angaben verließ Jesus Jericho in feierlichem Auszug unter lebhafter Anteilnahme der dortigen Bevölkerung (Matth. 20, 29; Mark. 10, 46). Was bisher still verborgen gewesen war im Freundeskreis, war nunmehr an den Tag gekommen. Die Jünger hatten das Messiasgeheimnis bekannt gemacht und die Bewohner waren zum Teil miterfaßt von der Begeisterung der Galiläer. So flammten auch in Judäa die messianischen Erwartungen auf, und Großes erhoffte man von diesem Hinaufzug Jesu nach Jerusalem. Man glaubte, daß Jesus, der überdies durch seine Predigt sich manches Herz gewonnen haben mochte, in kurzem das Gewand der Niedrigkeit abstreifen und sich in seiner Majestät offenbaren werde. Der Meister selbst war ernst und nachdenklich. Er hatte in Jericho sein Bestes gegeben, aber es bestätigte sich ihm nur der Eindruck, daß dadurch das Heil nicht wesentlich näher kam. Als einige der Jünger vor oder nach dem Aufbruch von Jericho ihrer messianischen Stimmung Ausdruck verliehen und von der Nähe des Reiches Gottes plauderten, konnte Jesus sich nicht enthalten, sie an das Schicksal des judäischen Tetrarchen Archelaus zu erinnern, der voll Zuversicht nach Rom gezogen war, um einen Thron zu gewinnen, während seine ihm abgeneigten Mit-

bürger ihm eine Deputation nachschickten mit dem Auftrag: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche.“ Die Folge war der Verlust des Thrones. Es liegt auf der Hand, daß diese geschichtlichen Anspielungen irrtümlich zu dem Lukasgleichnis von den anvertrauten Minen gezogen wurden und ursprünglich irgend eine selbständige Gleichnisrede bildeten. Mochte aber auch nach menschlichem Ermessen die Entscheidung in Jerusalem nicht zum Guten ausschlagen, Jesus war gleichwohl nicht bloß von grenzenlosem Vertrauen zu seinem Vater erfüllt, sondern auch entschlossen zu tun, was in seinen Kräften stand, um sich einen Erfolg zu sichern. Es ist deshalb eine unmögliche und auch unwürdige Vorstellung, Jesus habe sich der lärmenden und psalmodierenden Festkarawane angeschlossen, die vor Ostern von Galiläa nach Jerusalem pilgerte. Hier wäre er mit den Seinen nur ein ohnmächtiger Mitläufer gewesen inmitten einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft, die ihm gegenüber nur zum geringsten Teile messianisch gesinnt war. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er mit seinem galiläischen Anhang von Männern und Frauen, denen sich auch gläubige Bewohner von Peräa und Jericho angeschlossen hatten, eine eigene Karawane bildete. Nur so konnte er auf einen möglichen Erfolg rechnen. Mühsam, doch festlich gestimmt wand sich dieser Zug dreißig Kilometer auf schmalem Wege durch die öden Felswüsteneien von Juda seinem Ziele entgegen. Gegen Ende der Wanderung, als man sich unfern Jerusalem vor dem anmutig zwischen Feigen- und Olivengärten eingebetteten Dorfe Bethanien befand, brach die messianische Begeisterung in hellen Flammen aus. Der Anstoß dazu ging von Jesus selbst aus, worüber alle Evangelisten einig sind. Er wußte längst, was auf dem Spiele stand, wenn er jetzt nicht auf jede Verschleierung

verzichtend die ihm auferlegte Messianität siegreich zur Geltung brachte. Dabei war sein klarer Blick keineswegs so ausschließlich auf die jenseitige Hilfe gerichtet, daß er der Versuchung hätte widerstehen können, das Werk Gottes durch persönliches Eingreifen zu beschleunigen. So schickte er denn zwei Jünger voraus nach Bethanien, um einen Reitesel abzuholen, den er in unauffälliger Weise vorausbestellt hatte. Sein Entschluß war schon zuvor gefaßt. Er wollte in festlichem Aufzug in der Weise eines messianischen Königs in das Osttor Jerusalems einreiten. Dabei dachte er schwerlich an die Nachahmung der demütigen, armenfreundlichen Königsgestalt, die uns der Prophet Sacharja (9, 9) vorführt, denn weder erwähnt Jesus selbst den Propheten, noch konnte das Volk, da der Esel das allgemein gebräuchliche Reittier war, von der Demut des Einreitens etwas bemerken. Jesus bedurfte vielmehr einer aufsehenerregenden, unzweideutigen Messiasproklamation. Diese Absicht, alsbald erraten, fand bei Jüngern und Volk freudigen Widerhall. Ein längerer Aufenthalt in Bethanien oder ein Übernachten daselbst, wie es einige Evangelisten wollen, war unter diesen Umständen ausgeschlossen. Vielmehr entwickelte sich sofort mit den wenigen Mitteln, die zur Verfügung standen, eine lebhafte Huldigungs- und Einzugsszene. Sie breiten vor dem Einherreitenden ihre Kleider aus an Stelle von Teppichen, bestreuen den Weg mit Blättern und Zweigen, die sie von den nahen Palmen, Feigen- und Ölbäumen abgerissen hatten und brechen in den Heilruf aus: „Hosianna! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!" Dieser Ruf steigerte sich fortwährend, je näher man der Stadt kam, bis sie mit ihrem ragenden Marmortempel in Terrassenstufen sich erhebend zauberhaft über dem Kidrontale aufstieg. Daß Jesus, wie Lukas will, in diesem Augenblick Tränen der

Wehmut über die Stadt vergossen haben soll, das können wir dem kühnen Helden, der kampfgerüstet zur Schlacht auszog, nicht zumuten. Wie aber stand es mit Jesu Stimmung? War für ihn wirklich der Moment seliger Erfüllung gekommen? Fast fürchten wir, daß er mitten im Jubel den klaren Spiegel seiner Seele getrübt fühlte. Sein Vorgehen schien so natürlich, wenn wir bedenken, daß das frühere Zaudern und Zurückhalten offenbar viel zum Verlust der Volksgunst in Galiläa beigetragen hatte. Und doch war ein äußerst bedenklicher Schritt geschehen. Wir erkannten bereits, wie die durch die Macht der Verhältnisse und sein eigenes Berufsbewußtsein ihm aufgedrängte messianische Rolle ihn mit der Zeit in schwere äußere und innere Verwicklungen stürzen mußte. Die Täuferbewegung war „das erregende Moment" gewesen, das den tragischen Helden erstmals zum Handeln trieb. Seitdem begannen und häuften sich die Konflikte. Aber die eigentliche Tragik beginnt erst hier, wo trotz unsrer begreiflichen Scheu, das ominöse Wort zu nennen, eine Art von tragischer Schuld sich kaum mehr bestreiten läßt. Sie war ein fast notwendiges Produkt der schiefen Lage, in die ihn ein Titel bringen mußte, dessen gemeingültiger Inhalt sich mit der eigenen Idee niemals gedeckt hatte. Wiegt die angedeutete Schuld, die seinen Untergang zwar nicht allein herbeiführte, aber beschleunigte, auch federleicht für unser mitempfindendes Verständnis, so doch nicht für den Heiligen und Reinen, der bisher sich selbst und dem Rufe seines Vaters treu geblieben war. Nun aber war das Gelübde jener Versuchungsstunde verletzt, in der er den politischen Messiasgedanken für immer abgeschworen hatte. Vergessen war die Lehre von der aus eigener Kraft wachsenden Saat, von dem „ohne Aufsehen" kommenden Reich Gottes, denn eigenmächtig hatte er begonnen, mit

weltlichen Mitteln in die Fäden des Geschickes einzugreifen. Jedenfalls war dieser widerstandslos proklamierte und umjubelte Messias ein andrer als jener, der nicht gekommen war, sich dienen zu lassen. Wollte er auch wieder einlenken, wie es bald geschah, so konnte er doch die Konsequenzen seines Verhaltens nicht beseitigen. Wo solchergestalt das Begreifliche Ereignis geworden ist, da bedarf es zum Verständnis des Lebens Jesu keinen Griff ins Unbegreifliche, sei es in das Gebiet des Wunders oder der Apokalyptik. Es fehlt dann nicht mehr an ergreifendem Realismus und an gesunder Tragik, denn die begreiflichste Schuld ist die tragisch wirksamste. Dramatische Beispiele sind zur Genüge vorhanden. Freilich war die von Jesus veranstaltete Einzugsszene nur ein halber Schritt, der zu nichts zu verpflichten schien. Ein ausdrückliches persönliches Königsbekenntnis war von Jesus vermieden worden. Aber daß er diesem Schritt in dem darauf folgenden Tempelsturm alsbald einen ähnlichen zweiten folgen ließ, läßt über die wahre Natur des messianischen Einzugs keinen Zweifel und läßt ihn auch nicht entschuldigen als „Notakt eines Untergehenden" (Keim), wenn dieser nicht gerade glückliche Ausdruck überhaupt als Entschuldigung aufgefaßt werden darf. Wollte man aber auch den Tempelsturm nur als halben Schritt ansehen, sofern es auch im Tempel nicht zu einer eigentlich politischen Demonstration kam, so beweist dies nur die Bedenklichkeit halber Maßregeln, die zu weit gehen, um den Urheber von Schuld und Fehle freizuhalten und doch praktisch betrachtet nicht einschneidend genug sind, um einen Sieg zu ermöglichen. Es macht einen wehmütigen Eindruck, Jesus an dieser Halbheit fast mit Notwendigkeit scheitern zu sehen, denn logischer Weise konnte Jesus, wenn er überhaupt nach Jerusalem zog, kaum auf die populäre messianische Panier-

entfaltung verzichten, und doch dürfen wir vom ethischen Standpunkte aus dem Herrn keinen völligen und dauernden Abfall von seiner Überzeugung zutrauen. Darin liegt die erschütternde Tragik jener Tage. — Als Jesus in Jerusalem einzog, kam die ganze Stadt in Bewegung. Das kühne Erscheinen des Propheten von Nazareth in der Davidsstadt imponierte allgemein. Wie leicht konnte die Bewunderung in Sympathie umschlagen! Doch der Abschluß des Tages mußte ernüchternd wirken. Man wartete seitens seiner Anhänger auf ein „Zeichen". Allein was sollte geschehen? Es war inzwischen spät geworden. Der Weg nach Jerusalem, das 1100 Meter höher lag als der Ausgangspunkt Jericho, beansprucht, jede Rast ungerechnet, bergan eine Wanderzeit von acht Stunden. Jesus konnte nicht mehr daran denken, etwas zu unternehmen. Er beschränkte sich also darauf, gleich einem gewöhnlichen Pilger Stadt und Tempel ein wenig in Augenschein zu nehmen. Oftmals war er schon hier gewesen. Diesmal aber, als er die früheren Erinnerungsbilder an sich vorüberziehen ließ, erschien ihm alles anders. War er doch selbst ein andrer geworden, zudem jetzt auf Kampf und Tod gerüstet. Vorläufig kehrte er nach Bethanien zurück, wo er Freunde hatte. Hierher gehört wohl die Einkehr bei dem Schwesternpaar Maria und Martha (Joh. 11, 1). Lukas bietet uns nämlich auf einem losen Blatte ohne Datum das idyllische Bild eines freundlichen Familienlebens, in das der Meister eintrat. Wir freuen uns der einladenden Ruhe und der liebevollen Fürsorge, mit der das Schwesternpaar, die sinnige Maria wie die geschäftige Martha, den Meister umgibt. Wir sehen in ihnen liebenswürdige Vertreterinnen ihres Geschlechts, ohne das Bedürfnis zu empfinden, sie als feindliche Gegensätze oder als Typen kirchlicher Richtungen aufzufassen. Von dem Rätsel, das uns das vieldeutige

Wort: „Eins ist not" aufgibt, befreit uns die Textkritik, denn in Syrsin, der ältesten syrischen Übersetzung, fehlt das Wort, und der in den ältesten Handschriften vorfindliche Zusatz: „Nur wenig (Gerichte) oder eines ist nötig" charakterisiert sich als geschmacklose Glosse, die erst später zu dem heutigen Wort „Eins ist not" vergeistigt wurde.

Der folgende Tag findet Jesus wieder auf dem Weg nach Jerusalem, nicht allzu früh, denn das Morgenopfer im Tempel wollte er nicht mit seiner beabsichtigten Messiaskundgebung stören oder unterbrechen. Auch mußte erst wieder eine Ansammlung von Anhängern abgewartet werden, um in ähnlicher Begleitung wie tags zuvor auftreten zu können. Ohne einige Berechnung der Mittel ließ sich nichts erreichen. Es war nicht gerade ermutigend, daß bei seinem Aufbruch einige Leute ihn von einem Blutbad benachrichtigten, das der Prokurator Pilatus kürzlich aus unbekannten Gründen unter opfernden Galiläern hatte anrichten lassen. Nach jüdischer Anschauung maßen die Erzähler den Betroffenen eine besondere Sündenschuld bei. Jesus bestreitet das und gibt nur zu verstehen, wie die Unbegreiflichkeit der Wege Gottes jedermann zur Buße treiben müsse. Gleich darauf bekräftigte er diesen Gedanken, als er an einem schönbelaubten Feigenbaum vorbeikam und vergeblich Früchte suchte. Es handelte sich um Frühfeigen, die man in Palästina oft auch in unreifem Zustande verzehrte. Da kleidete Jesus seine Gedanken in das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum. Auch in Israel, meinte er, sei schon die Axt an die Wurzel gelegt, wenn es die jetzt zum letzten Mal gebotene Gnadenfrist versäume. Bekanntlich wurde dies tiefernste Gleichnis von der urchristlichen und zugleich unchristlichen Sage in eine Verfluchung des Feigenbaums umgewandelt. In solcher Prophetenstimmung erreichte Jesus den Vorhof des Tempels

mit seinem lärmenden Ostermarkt. Hier fand er ein großes Getümmel von Viehhändlern und Geldwechslern, welche ausländische Geldsorten in einheimische oder überhaupt gangbare Münze umwechselten. Da geschah etwas Unerhörtes, was an die Krafttaten der ersten Propheten erinnert. Mit einem aus Jeremia (7, 11) entlehnten Kraftwort erklärt er das Bethaus zur Räuberhöhle geworden, stößt die Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaus und stürzt die Tische der Geldwechsler sowie die Stände der Taubenverkäufer um. Natürlich konnte dieser Gewaltschritt nicht ohne tatsächliche Unterstützung der Jünger und nicht ohne die moralische Mitwirkung des begleitenden Volks geschehen. Es muß sogar ein Handgemenge vorausgesetzt werden, falls die Betroffenen in ihrer Bestürztheit nicht sogleich gutwillig den Platz räumten. Nach dieser Eroberung der Vorhöfe wurde der ganze Tempelverkehr stillegestellt und die Levitenschar gehindert, Geräte durch den Tempel zu tragen. Es ist unverzeihlich, diese Gewalttat, weil sie von Christus ausging, als etwas ganz Selbstverständliches hinzunehmen, wie es in der Regel geschieht. Als Jesus sich Herr der Lage fühlte, scheint er in einer Aufsehen erregenden Ansprache (Mark. 11, 18) der Menge verkündigt zu haben, daß Gott seinem entarteten Tempel zürne und daß er, der Messias, bereit sei, den irdischen Tempeldienst durch einen geistigen zu ersetzen. Ohne eine derartige Ansprache hätte die ganze Szene Sinn und Bedeutung verloren, ebenso gegenstandslos wäre der Vorwurf, den man ihm später machte (Mark. 14, 58; 15, 29). Wieder überzeugen wir uns, daß es sich auch bei diesem Akt nicht um eine Tat des Affekts gehandelt haben kann. Jesus das zielbewußte Handeln absprechen, heißt auf das Verständnis seines Charakters verzichten. Es kam nicht vor, daß ihm die Zügel entschlüpften. Übereilung ist

namentlich diesmal ausgeschlossen. Hatte er doch tags zuvor und früher schon die wohlbekannten Gestalten der Krämer und Geldwechsler gesehen, ohne sich darüber aufzuregen. Überdies hatte er in Bethanien Zeit genug, sich sein Vorgehen wohl zu überlegen. Was geschah, war kein zelotisches Eifern um das Haus des Herrn, kein lärmender Protest gegen Unsitte und Entheiligung, sondern mehr als das, eine Verurteilung der im Tempel symbolisierten Religionsveräußerlichung, wie sie schon den Propheten vorgeschwebt hatte (Ps. 40, 7; 51, 18; Jes. 1, 11 ff.; Amos 5, 21 ff.; Hosea 6, 6). Aus guten Gründen begnügte sich Jesus auch diesmal mit halben Maßregeln. Die erwartete Königsproklamation, die Ankündigung der neuen Gottesherrschaft mit ihrem Eingehen auf die Volkswünsche blieb aus. Überdies wäre Jesus selbst in die größte Verlegenheit geraten, wenn es ihm wirklich gelungen wäre, das Volk zu entfesseln und die Macht der Hierarchie zu brechen. Man kann sich unter dieser Voraussetzung auch mit der kühnsten Phantasie die Gestaltung der nächsten Zukunft nicht ausmalen. Die Folge war, daß die scheinbar kühn angelegte Bewegung sich rasch erschöpfen mußte. Als zwar nicht die offizielle Hierarchie, die erst folgenden Tags auf dem Platze erschien, aber einige Schriftgelehrte sich einstellten, um zu protestieren und Strafe zu drohen, hatte sich der größere Teil des Volks enttäuscht oder furchtsam davongeschlichen, und fast nur noch Kinder waren es, die ihr Hosianna riefen. Die Volksgunst war ungenützt verrauscht, und Jesus durfte glücklich sein, daß die Behörde, die seinen Anhang überschätzte, nicht sofort gegen ihn einschritt. Gegen Abend zog sich Jesus in aller Stille mit den Seinigen vor die Stadt hinaus, wie Matthäus behauptet nach Bethanien (Matth. 21, 17), wahrscheinlich aber in die geschützte Einsamkeit

von Gethsemane am Ölberge, wo er fortan, sei es im Freien, sei es in einem befreundeten Gehöfte, seine Nächte zubrachte (Luk. 21, 37; 22, 39; Joh. 18, 2). Doch auch jetzt, wo er nicht gerade mit voller Befriedigung auf seine jüngsten Schritte zurückblicken konnte, gebührt ihm der Tribut unsrer Bewunderung. Er fühlte sich noch immer als geborener Herr der Lage. Aber den Widerspruch mit sich selbst erkennend, schloß Jesus endgültig mit der kurzen Periode der geräuschvollen halbpolitischen Proklamationsversuche ab. Die kurze Entgleisung machte den Mann der Tat nicht verzagt, sie führte ihn nur zu einer tatkräftigen Umkehr. Es ist ein großartiges Schauspiel, Jesus folgenden Tags wieder in demselben Tempel zu begegnen, wo eben erst jene verfehlte Episode stattgefunden hatte. Er dachte nicht daran, diesmal die Krämer zu kontrollieren oder nach der höchst wahrscheinlichen allmählichen Rückkehr der Händler und Geldwechsler in den nächsten Tagen die Austreibungsszene zu wiederholen. Besonnen und geistesmächtig bot er den Gegnern die Stirne, als ob tags zuvor nichts Besonderes vorgefallen wäre. Er behielt seinen Messiasanspruch, aber der Messias war über Nacht wieder zum Geisteshelden und Heiland geworden.

Achtzehntes Kapitel.

Herausforderungen und Redekämpfe.

Pünktlich und gerüstet erschien Jesus folgenden Tags auf dem Kampfplatz. Auch die Gegner hatten sich von ihrer Überraschung erholt und schickten sich an zu einem Waffengang sondergleichen. Pharisäer und Sadduzäer, d. h. die nationale Gesetzespartei und die aristokratische Priesterpartei, sonst in Fehde miteinander, jetzt aber beider-

seits in ihrer Autorität bedroht, hatten über Nacht gegen den gefährlichen Tempelstürmer ihren Bund geschlossen. Eben als Jesus scheinbar gleichgültig im Tempel umherwandelte, trat ihm in Amtstracht und gemessener Haltung eine Abordnung des Synedriums entgegen, um ihn öffentlich zur Rede zu stellen, aus welcher Vollmacht er gestern im Tempel gehandelt habe. Die Frage traf Jesus nicht unvorbereitet. Es kann nur unsre Auffassung von einer stattgehabten Entgleisung bestätigen, daß Jesus bei seiner absoluten Wahrheitsliebe durchaus nicht geneigt war, sich stolz und unverblümt zu seinem gestrigen Werk zu bekennen. Zwar läßt er durchblicken, daß seine Sendung auf der gleichen Grundlage beruhe wie die des Johannes, dessen Werk er fortsetze. Da er aber auf die Einzelheiten des gestrigen Tages nicht näher eingehen will, so antwortet er ausweichend mit der treffenden Gegenfrage, ob die Taufe des Johannes ein Gottes- oder ein Menschenwerk gewesen sei. Die Schwierigkeit der Lage fühlend bekennen sie kleinlaut ihre Unfähigkeit, zu der Sendung des Johannes Stellung zu nehmen. Damit hat Jesus gewonnenes Spiel und ein gewisses Recht, mit überlegenem Spott die Antwort zu verweigern. Nun aber schreitet Jesus zum wuchtigen Angriff. Ihren Unglauben an Johannes zum Ausgangspunkt nehmend, zeigt er mit gewohntem Freimut den Machthabern in dem Gleichnis von den ungleichen Söhnen das Ebenbild ihres lügenhaften und widerspenstigen Ungehorsams gegen den Willen des Vaters, während er den verachteten, aber reumütigen Sündern das Himmelreich in Aussicht stellt. Zum Ungehorsam gesellt sich der Undank gegenüber dem Gnadenruf Gottes, der auch sie zu den Segnungen seines Reiches berufen hat. In dieser Hinsicht vergleicht sie Jesus im Gleichnis vom Abendmahl mit den widerwilligen Gästen,

die in ihrem irdischen Sinn die Einladung zu dem angebotenen Festmahle verschmähen, während das von der Straße geholte Volk der Armen und Elenden sich freudig herandrängt. Man sieht, Jesus gab auch in diesen letzten Tagen das Vertrauen auf die breiten Schichten des Volks nicht auf. Nur dieses Vertrauen erklärt auch seinen Zug nach Jerusalem. Von einer Berufung der Heiden an Stelle der verlorenen Schafe vom Hause Israel sprechen die Evangelisten nur irrtümlicherweise (Matth. 21, 43; Luk. 14, 23). Daß Jesus an demselben Tage den gleichen Gedanken von der Ausstoßung der Hierarchie in einem dritten Gleichnisse noch rücksichtsloser betont haben soll, ist an sich schon zweifelhaft, wird aber noch unwahrscheinlicher, wenn wir bedenken, daß Jesus im Gleichnisse von den Weingärtnern auch sein gewaltsames Ende durch die prophetenmörderischen Hierarchen zum Ausdruck gebracht hat. Dieser Annahme steht weniger die allegorisierende Weissagung im Wege als die absolute psychologische Unmöglichkeit, daß Jesus inmitten der kampfmutigen Stimmung des Chardienstag so unklug gewesen sein soll, durch einen ausgesprochenen Lebensverzicht seine Freunde abzuschrecken und seine Gegner zu ermutigen. Keinesfalls durfte er an diesem Tage den Triumph seiner Feinde in Aussicht stellen. Auch sonst fehlt es nicht an Bedenken hinsichtlich der Fassung des Gleichnisses. Wie kann der Herr des Weinbergs den anerkannten Bösewichtern unnötigerweise seinen Sohn opfern, da er doch, wie sich zeigte, die Macht hatte, seinen Willen auf andere Weise durchzusetzen? Oder wie konnten die Winzer hoffen, durch Ermordung des Erben in den Besitz des Weinbergs zu gelangen? Erbittert über solche moralische Keulenschläge verlassen die Gegner den Kampfplatz, vermutlich schon nach dem ersten Gleichnis. Nur die Furcht vor dem

Volke hielt sie zurück, sich an dem Verhaßten zu vergreifen, obgleich es das erste Mal gewesen wäre, daß das Volk einen Propheten rettete. Da sie sich aber mit ihrer Niederlage unmöglich zufriedengeben konnten, schickten die einzelnen Parteien ihre Meister der Dialektik vor, um Jesus aus dem Sattel zu heben und einen Anlaß zum Einschreiten zu gewinnen. So stand der Tag wesentlich unter dem Zeichen der Redeschlachten. Gefährlich und wahrhaft diabolisch war die Steuerfrage, welche Pharisäer oder verkappte Pharisäerschüler ihm unterbreiteten. Die Zutrauen erweckende Vertraulichkeit ihrer Annäherung und das Lob des Freimuts, das sie ihm spenden, waren psychologisch nicht verfehlt, da ja Volk und Pharisäer aus ihren Gefühlen gegen die Römer ihrerseits kein Hehl machten. Die Frage selbst war eine schlau gestellte Falle, der Jesus nicht entrinnen zu können schien. Entweder wurde er an die römische Obrigkeit verraten, falls er die Steuerpflicht leugnete, oder er verlor die Volksgunst, falls er sich zu ihr bekannte. Schlagfertig ließ sich Jesus einen Denar reichen, der von jeder Person als Kopfsteuer an die Römer entrichtet werden mußte, und lieferte aus Bild und Umschrift den praktischen Beweis, daß die Juden selbst durch Annahme des Römergeldes deren Herrschaft anerkannt haben. So bahnt er sich gefahrlos den Weg zu seiner denkwürdigen prinzipiellen Entscheidung: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.“ Damit sind für alle Zeiten die Pflichten gegen Gott und die Obrigkeit in ihrer höheren Einheit anerkannt. — An das Vorgehen der Pharisäer reiht sich das der Sadduzäer. Wüßte man nicht, daß das, was sie vorbrachten, der frivolen Manier dieser priesterlichen Lebemänner entsprach, sowie ihrer Verhöhnung des Auferstehungsglaubens, so müßte man ihr paritätisches Auftreten lächerlich und un-

wahrscheinlich finden, denn gefährlich oder schwierig war ihre kasuistische Frage nicht, wem die siebenmal verheiratete Frau dereinst im Himmel zufallen werde. Die Frage entstammt dem Gebiet der jüdischen Ehesitte, wonach bei dem Tode eines kinderlos verstorbenen Ehemannes der unverheiratete Bruder verpflichtet war, dessen Witwe zu ehelichen. Man nannte das Leviratsehe, d. h. Schwagerehe. Natürlich fiel es Jesus leicht, auf den Unterschied zwischen irdischen und himmlischen Verhältnissen hinzuweisen. Wie eigentümlich berühren diese Fechterkünste in einem Augenblick, wo es sich um Tod oder Leben handelt! — Zum Schluß krönte Jesus das ehrenvolle Turnier durch einen selbst herbeigeführten Sieg, indem er die messianische Frage aufrollte. Dabei war es ihm aber sicher nicht um einen Sieg rabbinischer Scholastik zu tun. Auf Grund einer für messianisch geltenden Psalmstelle (Ps. 110, 2) will er vielmehr seine Gegner dahin drängen, von der Notwendigkeit einer davidischen Abstammung des Messias und der dadurch bedingten politischen Messianität abzusehen. Es geschah das vermittelst der so beliebten spitzfindigen Wortklauberei, wonach der Messias nicht zugleich Herr und Sohn Davids sein könne. Die Frage hat nur einen Sinn auf dem Standpunkte eines Messias, der nicht das Bewußtsein hatte, ein leiblicher Davidssohn zu sein, wohl aber das höhere Bewußtsein, als König der Wahrheit David und Salomo zu überragen. Wie unendlich schwer aber war es, diesen Glauben auf die stumpfe Menge zu übertragen! Hätte diese den wahren Sinn der Messiasfrage verstanden, so hätte sie ihn mit dem hundertfältigen Rufe beantworten müssen: Heil unserm König! Heil dem wahren Sohne Davids! Statt dessen bestand der einzige Erfolg Jesu darin, daß die Gegner, zum Schweigen gebracht, den Rückzug antraten. Doch benützte

Jesus wenigstens die sichtbare Genugtuung der Menge zu einer eindringlichen, freilich vergeblichen Mahnung, sich von ihren blinden und seelenverderblichen Führern loszureißen. Dann scheidet der einsame Streiter von dem Kampfplatz, den er unverwundet, aber, wie er fühlte, in nutzlosen Siegen behauptet hatte. Es war ihm nicht gelungen, die träge Masse mit Verständnis zu beseelen, geschweige zu einem großen Entschlusse zu begeistern. — Im Vorhof hat der Menschensohn noch einen Blick des Wohlgefallens und ein warmes Wort der Anerkennung für jene arme Witwe, die ihren letzten Heller in den Opferstock als Tempelgabe einlegte. Das Mißfallen am Tempeldienst hatte ihn durchaus nicht blind gemacht für die selbstlos dargebrachte Gabe. Dann zog sich Jesus mit den Seinen auf den Ölberg zurück. — Als die Jünger bei einer Biegung des Weges bewundernd auf die Marmorpracht der Säulenhallen und auf die mächtigen, drei bis fünf Meter langen Quadern der Substruktionsmauern hinwiesen, die heute noch als Klageplatz der Juden bekannt sind, da hält Jesus mit seinem Urteil nicht zurück. Durchdrungen von der Überzeugung, daß der religiöse und politische Zerfall der Nation, dem er steuern wollte, sich nicht mehr aufhalten lasse, bricht er in den Zornruf aus: „Wahrlich, kein Stein wird auf dem andern bleiben." Der Tempel ist verloren wie das Volk, das nicht die Kraft hatte, sich von den falschen Hirten zu seinem Gott zu wenden. Wie viel getäuschte Hoffnung sprach doch aus dieser Weissagung! — Auf dem Ölberg angekommen genoß Jesus nochmals mit den Seinen den herrlichen Blick auf Stadt und Tempel. Hier und nur an einem dieser letzten stillen Abende kann es gewesen sein, daß er versunken in den Anblick der Stadt, über die mit den Abschiedsstrahlen der Sonne schon die Abendschatten heranzogen,

Tränen patriotischen Schmerzes vergoß und aus tiefster Brust aufseufzte: „Wenn du doch erkannt hättest, was zu deinem Heile dient!" Vorüber war die Zeit, wo er noch mit Stolz an die Stadt „des großen Königs" gedacht hatte. Er ahnte damals freilich nicht, daß eben durch den Untergang Jerusalems seiner Lehre eine freiere Bahn geschaffen werden sollte. Seine Stimmung gewahrend nahen sich schüchtern die vertrautesten Jünger und fragen ihn, seines Tempelwortes gedenkend: „Wann wird das geschehen"? Jesus kann es nicht angeben; aber er scheint bei dieser Gelegenheit zum ersten und zum letzten Male etwas den Schleier gelüftet zu haben von seinen Zukunftsgedanken. Wie sich Jesus im einzelnen zu den damaligen, ohnehin schwerlich ganz gleichartigen Endvorstellungen seiner Zeitgenossen verhielt, können wir aus den ungeordneten, mit Fremdstoff überladenen eschatologischen Kapiteln nicht mehr genau unterscheiden. Wir erkennen nur, daß er, indem er den Glauben an eine äußere Vollendung des Reiches Gottes mit seinen Volksgenossen teilte, den religiösen Grundgedanken festhielt und nach schweren Stürmen den Triumph der Sache Gottes voraussah. Wann diese Vollendungszeit eintrete, erklärte er nicht zu wissen (Mark. 13, 32; Matth. 24, 36). In seinen persönlichen Erwartungen sah er sich gerade damals bitter getäuscht. Somit ist es nicht wahrscheinlich, daß er seinen Irrtum gewahrend neue Termine stellte und die Jünger dahin beschied, daß jedenfalls die damalige Generation das Kommen des Reiches erleben werde. Daß es sich um eine lange, gar um eine weltgeschichtliche Entwicklung handeln könne, diese Vorstellung lag allerdings ganz außerhalb seines Gesichtskreises. Wie aber stand es, falls er, wie es schien, in den Tod dahingegeben wurde, mit der Geltendmachung seiner Messiaswürde? Diese Erwägung beschäftigte Jesus jeden-

falls weniger als die heutige Theologie. Jesus hat seine Messianität nie als etwas anderes angesehen als eine auf seinem besonderen Verhältnis zu Gott beruhende geistige Führerschaft. Mochte es ihn auch bedrücken, daß er nach dem Laufe der Dinge nicht mehr in gleichem Sinne Bringer des Reiches war, wie er es auf der Höhe seines Wirkens geglaubt und gehofft hatte, jedenfalls erhob der dienende Menschensohn niemals persönliche Ansprüche, die über sein inneres Bewußtsein oder über seine Gottesgemeinschaft hinausgingen. Als geistesklares, selbständig denkendes Menschenkind hat er sich namentlich die Rolle eines künftigen Weltenrichters niemals angemaßt. Konnte er auch irren, so ist doch eine starke Verirrung seines eigenen Selbstbewußtseins ansgeschlossen. Dafür hat er Größeres geglaubt und verkündigt, nämlich den weltüberwindenden Sieg seines Geistes in den Worten: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Das ist weit mehr als der Triumph der ewigen Wahrheit über die Vergänglichkeit, das ist im Munde Jesu der Anbruch einer neuen Welt mit neuer Lebensordnung. Unter solchen Zeit und Ewigkeit umspannenden Gesprächen senkte sich die Nacht auf die müden Kämpfer. Judas aber wurde vermißt, er war nicht mehr unter ihnen.

Neunzehntes Kapitel.

Anschläge in Jerusalem. Stille in Bethanien.

Indessen zogen sich drohende Wolken über Jesu Haupt zusammen. Zwei Tage vor Ostern, das am Donnerstag Abend mit dem Passahmahl begann und acht Tage dauerte, also Dienstag Abend oder Mittwoch früh versammelten sich die geistlichen Volkshäupter im Palaste des Hohen-

priesters, um über die Beseitigung Jesu zu beraten. Sein Tod war eigentlich zum voraus beschlossen. Jesus und die Hierarchie waren unvereinbare Gegensätze. Doch hat es viel für sich, daß die Hierarchie, wie Johannes berichtet, ihre Feindschaft und Eifersucht einigermaßen hinter das politische Motiv versteckten, Jesu messianisches Auftreten müsse ihnen die Römer auf den Hals ziehen. Um sicher zu gehen, zügelte man schließlich die eigene Ungeduld. Bis über das Fest hinaus sollte dem Bedrohten Frist gegeben werden, um die Gefahr eines Widerstandes seitens der Festbesucher zu beseitigen. Ostern mit seiner gewaltigen Volksanhäufung war hinsichtlich einer revolutionären Bewegung die gefährlichste Zeit, weshalb der Prokurator um jene Zeit stets seine Residenz Cäsarea verließ und nach Jerusalem herüberkam. Ein unerwarteter Zufall führte aber zu rascher Entscheidung. Einer der Anhänger Jesu machte dem Synedrium das überraschende Anerbieten, den gefürchteten Mann ohne Aufsehen und Gefahr in ihre Hände zu liefern. Es war Judas, der Mann von Kerioth, der einzige Judäer, der im engeren Gefolge Jesu genannt wird. Natürlich verhieß man dem Verräter reiche Belohnung. Wie aber wird die ungeheure Tat erklärlich? Die Annahme hat viel für sich, daß Judas erst in den letzten Tagen sich an den Jüngerkreis angeschlossen hatte. Bei der notorisch so sorgfältigen Jüngerauswahl ist eine eigentliche Berufung seitens Jesu ausgeschlossen, ebenso undenkbar ist eine längere Zugehörigkeit zum Jüngerkreis, ohne daß Jesus ihn durchschaut hätte. In den letzten Wochen handelte Jesus aus naheliegenden Gründen nach dem weitherzigen Grundsatz: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Rasch wie Judas gekommen, wendete er sich wieder von Jesus ab, als er sich in seinen ehrgeizigen Erwartungen getäuscht sah. Mit großen Hoff-

nungen hatte er Einzug und Tempelsturm mitgemacht. Allein die verpuffte Bewegung, die Steigerung des Konflikts entmutigten ihn und bestärkten den reizbaren Mann in dem Verdacht, daß er einer verlorenen Sache diene. Solche ehrgeizige Naturen haben ein sicheres Gefühl für politische Möglichkeiten. Unedler Haß gegen den Meister, Hoffnung auf anderweitigen Gewinn war das Ende dieser psychologischen Entwicklung, bei welcher die Geldgier nur eine nebensächliche Rolle spielte. Daß Judas, „das verlorene Kind" (Joh. 17, 12) das Amt eines Schatzmeisters in der Jüngergemeinde bekleidete, und daß ihm das zur Versuchung wurde, ist eine unwahrscheinliche johanneische Überlieferung (Joh. 12, 6; 13, 29). — Jesus empfand rasch die veränderte Lage, noch ehe er von den Beratungen in Jerusalem hörte. Der nur zu begründete Verdacht gegen Judas, die auf der Hand liegende Unmöglichkeit, das Volk, das durch tausend egoistische Interessen mit dem Tempelkult verknüpft war, von seinen Überlieferungen loszureißen, lasteten auf seiner Seele und ließen ihn sein Schicksal ahnen. So reifte langsam und sicher der Todesgedanke in dem Menschensohn, „der statt der Freude, die vor ihm lag, das Kreuz auf sich nehmen mußte" (Hebr. 12, 2). Und dieser Gedanke ward ihm zu dem festen und doch schwer abgerungenen Entschluß, auch durch Leiden und Sterben seines Vaters Willen zu erfüllen. Hiernach hatte es eigentlich keinen Zweck mehr, einsam den verzweifelten Geisteskampf weiterzukämpfen. Anderseits war es aber auch nicht Zeit zu ruhen und trüben Gedanken nachzuhängen. Es lag das nicht in der Art Jesu. Die bei den Evangelisten befindliche Lücke hinsichtlich des Mittwoch Vormittag kann und darf daher ausgefüllt werden, zumal da ihm das Lehren im Tempel zur Regel und Gewohnheit geworden war (Luk. 21, 37). Eingedenk des

Prophetenwortes: „wer glaubt soll nicht weichen", hielt es Jesus höchst wahrscheinlich für seine Pflicht, seinen Posten zu behaupten. Diesmal mag es vielleicht das Gleichnis von den Weingärtnern gewesen sein, mit dem er zum Abschied in die Gewissen hineinleuchtete. Als Jesu letztes Wort läßt sich die erschütternde Allegorie von Gottes unbegreiflicher Langmut und von der Ausstoßung der prophetenmörderischen Hierarchen eher begreifen. Nun kann es auch nicht mehr auffallen, wenn aus den Worten des zum Tode Gerüsteten in Flammenschrift die Idee des leidenden Messias hervorleuchtet. Pharisäer und Schriftgelehrte waren schwerlich anwesend. Kaum aber hatte Jesus den Stab über sie gebrochen, so treten die geschilderten Vertreter des Volkes in Gesellschaft eines Weibes hervor, über das sie ihrerseits den Stab bereits gebrochen hatten. Sie suchen aufs neue Jesus den Sympathien des Volkes zu entfremden, indem sie ihn mit der gesetzlichen Ordnung und dem unnachsichtlichen Volksurteil in Widerspruch versetzen. Sie wollen sein Urteil über die Unglückliche hören, die wegen Ehebruchs der grausamen Strafe der Steinigung verfallen war. Oder wollten sie auch den Sieger von gestern an ihre Macht erinnern und durch die Härte des Gesetzes schrecken? Und Jesus? Ruhig und scheinbar gleichgültig bückte er sich nieder und schrieb mit dem Finger auf den Boden, um anzudeuten, daß es ihm ferne liege, sich in ihre Rechtspraxis einzumischen. Als die Fragenden aber unablässig in ihn drangen, da richtete Jesus ihre Härte durch dasselbe Gesetz, auf das sie sich berufen hatten. Es stand auch geschrieben, daß die Zeugen, welche die Verurteilung herbeigeführt hatten, die ersten Steine auf ihr Opfer werfen mußten. An diese unerträgliche Verantwortlichkeit, aber auch an die Samtverbindlichkeit der sündigen Menschheit erinnert Jesus, wenn er

geisterleuchtet das Urteil fällt: Wohlan! Vollstreckt das Urteil! Aber wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Und von ihrem Gewissen überführt, schlichen sie davon. Jesus aber entläßt das tiefbetroffene, einsame Weib mit dem mahnenden Worte: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.“ Bekanntlich bestehen Zweifel über die Geschichtlichkeit dieser herrlichen Erzählung, die spät auftrat und lange in den Verband des Lukastextes gehörte, um schließlich im Johannesevangelium sich niederzulassen. Vielleicht verstand man nicht mehr die vermeintliche sittliche Laxheit Jesu. Wie dem sein mag, die Erzählung ist geschichtlich, weil sie wie kaum eine zweite die unverkennbaren Züge des Meisters trägt. Sollte sie wirklich nicht genau in dieser Weise vorgekommen sein, dann müssen wiederholt gleichwertige Fälle im Leben Jesu vorangegangen sein, ehe eine solche Erzählung ganz im Geiste Jesu entstehen konnte. Das ist ja das Große in der Erscheinung Jesu, daß er durch den tiefen Blick in das Wesen des Menschen und der Dinge Kräfte auslöste und Anschauungen bewirkte, die auf der Höhe der ewigen Wahrheit und Liebe stehen. Kurz vor dem tragischen Ende berührt uns die erwähnte Szene wie ein letzter aufflammender Sonnenstrahl der Heilandsmilde, die gleich der himmlischen Liebe leuchtet über Gerechte und Ungerechte. — Vom Tempel weg begab sich Jesus zeitig zu seinen Freunden nach Bethanien. Hier unter den schlichten, einfachen Menschen von „Armenheim“, wie der Name des Dörfchens übersetzt lautet, fühlte sich Jesus glücklich, hier fand er Friede, Freundschaft, Stille, wenn es auch nur die unheimliche Stille vor dem Sturm war. In Bethanien wurde er von Simon, der vom Aussatz geheilt noch den Beinamen des Aussätzigen führte, auf den Abend zu Tische geladen und sehr zum Mißvergnügen einiger engherziger

Gäste von einer Jüngerin mit kostbarem Nardenöl gesalbt. Jesus kann sich dieser Tat nur mit Wehmut freuen. Er meint, daß solches zu seinem Begräbnis geschehen sei. — Abends aber auf dem Ölberg, ehe Jesus dort seinen letzten Schlummer hielt, sprach er noch deutlicher von seinem nahen Ende und richtete im Zusammenhang damit mahnende Abschiedsworte an seine Jünger. Wußte er doch, wie eng das Jüngerschicksal mit dem seinigen verbunden war. Das Bedauern, daß wir diese Worte nur in späterer Überarbeitung besitzen, ist nicht allzu groß. Denn was uns im einzelnen berichtet wird von Flucht und Verhör der Jünger vor Statthaltern und Königen, von Kerker und Tod, von Familienhaß und Bruderverrat, sind, wenn auch nicht lauter Weissagungen Jesu, doch rührende Erinnerungen an die Verfolgungszeit, die bereits den „Geist der ersten Zeugen" widerspiegeln. Aber auch das, was als Wort Jesu in den Text aufgenommen wurde, bietet uns ein ergreifendes Stimmungsbild. Nicht unvorbereitet sollen die Jünger von den Ereignissen überrascht werden. Unter der Voraussetzung, daß in Bälde nicht mehr seine leitende und schützende Hand über ihnen waltet, verkündet er ihnen jetzt eine wohlerwogene „Ethik des Heroismus" und erwartet vor allem eine unerschütterliche, von Menschenfurcht freie, aber von Gottesfurcht durchdrungene Treue bis in den Tod. Nicht im Sinne dogmatischen Bekennens, aber im Sinne eines charakterfesten Einstehens für ihn und seine Sache schließt der Meister mit dem ebenso selbstgewissen als gottesgewissen Ausspruche: Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. So gestaltet sich der letzte Aufenthalt in Bethanien und der letzte Abend auf dem Ölberg in ihrer erhabenen Stimmung bereits zu einem Vorspiel der Abendmahlsszene.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Abendmahl und die lange Leidensnacht.

Ein klarer Aprilmorgen war am folgenden Donnerstag angebrochen. Mit diesem Tage begann die achttägige Passahfeier, jenes frohe Nationalfest, zu welchem die Judenschaft aus allen Gegenden Palästinas und der Diaspora in Jerusalem zusammenströmte. Es war der Tag der Vorfeier, da man abends in geheiligter Erinnerung an die Erlösung aus Ägyptenland das Osterlamm in den Familien- und Freundeskreisen zu essen pflegte. Jesus entzog sich nicht der uralten Vätersitte. Nicht als Diener des Gesetzes beteiligte er sich, wohl aber als getreuer Sohn seines Volkes. Und zwar ließ er es sich nicht nehmen, trotz augenscheinlicher Gefahr die Feier in Jerusalem selbst zu begehen, statt unter einem Zelte im Freien, wozu bei der Überfüllung der Stadt Tausende von Festpilgern genötigt waren. Jesus fand einen Gastfreund oder Quartiergeber, der ihm ein Obergemach überließ, wo vorausgesendete Jünger das Passahmahl zurüsteten. Mit Eintritt des Abenddunkels traf Jesus vom Ölberg her mit den übrigen Jüngern ein. Von der sich dann entwickelnden Abendmahlsszene gewähren auch modern aufgefaßte Künstlerbilder keine zutreffende Anschauung. Somit besteht begründete Aussicht, den modernen Realismus auf Grund der geschichtlichen Wirklichkeit noch steigern zu können. Man stelle sich nämlich Meister und Jünger vor, wie sie im dürftigen Schein der Ampeln um einen großen, äußerst niedrigen Tisch sich lagerten, und zwar auf Polstern, die auf dem Boden auflagen. Die Beine waren nach hinten gestreckt. Mit dem linken Arm auf dem Polster aufgestützt, behielten sie die rechte Hand frei zum Essen. Bei

der immerhin beschränkten Größe des Gemaches begreift es sich, daß neben dem engeren Jüngerkreis die Frauen aus Galiläa schwerlich Platz hatten. Sonst würde deren Teilnahme nichts Auffälliges haben. Welche Genugtuung wäre es für den Herrn gewesen, zum ersten Male mit den jungen Reichsgenossen Passah feiern zu dürfen. Doch ach! Das erste Mal war ja auch das letzte Mal. So gestaltete sich das Zusammensein im Bewußtsein Jesu zu einer schmerzlichen Abschiedsfeier. Das bezeugen, ehe er sich zu Tische begab, seine wehmütigen Begrüßungsworte: „Mich hat herzlich verlangt, dies Passah mit euch zu essen, ehe denn ich leide". Eine Zeitlang versinkt Jesus in ernstes Sinnen. Dann entringt sich seinen Lippen die düstere Verkündigung, einer seiner Jünger werde ihn verraten. Von der ungeheuren Tat überwältigt, wollte Jesus kundtun, daß der auf Judas lastende Verdacht ihm zur unumstößlichen Gewißheit geworden sei. Schwerlich sagte Jesus seinen Jüngern damit etwas Neues, so daß wohl kein Hin- und Herfragen stattfand. Nach den Evangelienberichten war Judas anwesend; ob bis zum Ende der Feier, lassen die Synoptiker unentschieden. Nach ihrer Tradition mußte jedenfalls Judas entlarvt werden, sei es um dem Ungewarnten den Weg der Reue nicht zu verschließen, sei es um ihn, wie Johannes betont, vor der Einsetzung des Herrenmahles aus dem Kreise der Getreuen zu verscheuchen. Allein die Teilnahme des Verräters an der Feier ist wohl eine ungeheuerliche Steigerung der Szene. Schon die eigentümliche Ausdrucksweise: „einer von den Zwölfen ists, der mich verrät" (Mark. 14, 20) klingt für die damalige Gelegenheit nicht gerade überzeugend. Wäre Judas aber auch frech genug gewesen, in der Mitte der Jünger zu erscheinen, so kann man sich doch nicht vorstellen, daß diese den Entlarvten hätten ungehindert zu seinem Werke

abziehen lassen und daß sich nicht einmal ein Wortwechsel zwischen ihm und den Genossen entspann. In den Evangelien ist die Abendmahlsszene schon stark zum Altarbild geworden. Die Mahlzeit verlief in der üblichen Weise. Die feierlichen Ritusformen, das viermalige Kreisen des Passahbechers, die vorgeschriebenen Segenssprüche, Dankgebete und Lobgesänge werden im einzelnen von den Erzählern übergangen, so daß bei der abweichenden Chronologie des Johannes, der das Abendmahl einen Tag früher legt, leicht die Vermutung entstehen konnte, daß es sich damals gar nicht um ein Passahmahl handelte. Für die spätere Christenheit blieb ja das Passahmahl Nebensache. Hauptsache wurde sein symbolischer Abschluß. Als das Mahl sich seinem Ende zuneigte, schritt Jesus, ergriffen von der Bedeutung dieser Stunde, zu einer unvergeßlichen Handlung, die seine Jünger für immer an ihn ketten sollte und durch die Vorbereitung eines besseren Verständnisses seines Leidens viel zur Sicherung seines Werkes beitrug. Unter Darreichung des gebrochenen ungesäuerten Brotes und des mit rötlichem Wasserwein gefüllten Kelches gedachte er seines hingeopferten Leibes und seines dahinfließenden Blutes. Von einem Essen des Leibes ist aber weder bei den Synoptikern noch bei Paulus die Rede. Die Passahsymbolik ward zur Todesweihe. Kein Wunder, daß Jesus selbst später zum geopferten Osterlamm wurde (1. Kor. 5, 7). Zugleich sah Jesus mit dem ahnungsvollen Blick des Sterbenden in die Zukunft. Er weiß, sein vergossens Blut wird nicht umsonst fließen, sein Tod wird sein scheinbar abgebrochenes Lebenswerk vollenden und nicht nur für die Jünger, sondern überhaupt „für viele" eine Quelle des Segens werden. Denn wie der alte Gesetzesbund zu Moses Zeiten durch ein Bundesopfer besiegelt wurde (2. Mose 24, 8), so wird aus dem Blute

des leidenden Messias dereinst der von Jeremias (31, 33) erschaute neue Bund der Gotteskinder ersprießen. Angesichts des Todes durchbricht Jesus die Schranken des überlieferten Judentums und ahnt, wenn auch nicht eine neue positive Religion, so doch eine neue Gottesverehrung, da man Gott im Geiste und in der Wahrheit dienen wird. Die Tragweite der Worte Jesu konnten die Jünger damals noch nicht ermessen. Aber in der Erinnerung an diese Feierstunde löste sich ihnen das Rätsel seines Todes und richtete sich ihr niedergebeugter Glaube wieder auf. Auch bei diesem Anlaß beschränkt sich jedoch die Vorstellung Jesu nicht auf eine rein geistige Erfüllung des Reichgottesglaubens. Es bedeutet vielmehr eine Ergänzung des religiös-sittlichen Zukunftsbildes, wenn er auch diesmal der zukünftigen Welterneuerung gedenkt, der Zeit, in welcher er auf der verjüngten Erde unter dem neuen Bundesvolke von neuem von dem Gewächse des Weinstocks trinken werde. So wird ihm die Reichgottesvollendung zu einem Grenzbegriffe, bei dem Erde und Himmel zusammenfließen, ohne daß es einer eigentlichen Wiederkunft des Messias bedürfte. An eine Sakramentsstiftung hat Jesus damals nicht gedacht, schon deshalb nicht, weil ihm keine lange kirchengeschichtliche Entwicklung vor Augen schwebte. Dennoch ist nichts natürlicher, als daß die dankbare Christenheit bei der unauslöschlichen Nachwirkung dieser Szene eine solche daraus gestaltete. Die Kirche ist souveräne Herrin ihrer Institutionen, ohne sich bei Taufe oder Abendmahl ängstlich auf unhaltbare Einsetzungsworte stützen zu müssen. Daß aber die damalige Feier sich im Anschluß an das jüdische Passahmahl vollzog, das sollte von niemand bestritten werden, der da weiß, daß das Herrenmahl in der Urgemeinde zu Jerusalem bis tief ins zweite Jahrhundert hinein als „Eucharistie", d. h. als

eine dem Passahmahl verwandte Handlung des Dankes gegen Gott gefeiert wurde, wie die Dankgebete der Zwölfapostellehre klar erkennen lassen. Auffallenderweise fehlt diesen jede Beziehung auf den Opfertod Christi und hier könnte allerdings der Zweifel einsetzen, ob das erste Herrenmahl in seiner Bedeutung sehr wesentlich über die damalige Gegenwart hinausreichte. — Das letzte Mahl Jesu ist die Pforte, welche sein lebensfrohes Dasein scheidet von der Nacht, da niemand mehr wirken kann. Einige Zeit, bevor der Wächter die Mitternachtsstunde ausrief, brach Jesus mit den Seinen auf in den Olivengarten von Gethsemane. Dieser ist nicht ganz unten am Fuße des Ölbergs zu suchen, wo heutzutage fast jede Konfession ihr eigenes Gethsemane besitzt, denn offenbar lag der stille Platz entfernter vom Lärm des Kidrontales auf der schon oft erwähnten Höhe des Bergs (Mark. 13, 3; Matth. 24, 3). Jesus befand sich schon unterwegs in verdüsterter Stimmung. Hatte er doch zum ersten Male Veranlassung, sich ausschließlich mit seinem eigenen furchtbaren Schicksal zu beschäftigen. Für eine willensstarke, sonst allen Lagen gewachsene, alle Verhältnisse sich unterordnende Natur gibt es kaum etwas Widerstrebenderes als den freiwilligen Gang ins Todesleiden. Ein Starker, der zum Tode erkrankt, wird mit doppelter Macht vom Fieber erschüttert, er kämpft den schwersten Todeskampf. Für Jesus kam hinzu der schmähliche Verrat, die verblendete Ausstoßung des Messias, das getäuschte Vertrauen auf des Vaters Hilfe. In Gethsemane will er allein sein, doch nicht ohne die troſtreiche Nähe seiner Getreuen. Allein die Jünger versagten, und schließlich blieb sein einziger Trost: „Der Vater ist bei mir" (Joh. 16, 32). Das Ringen des Menschensohnes mit dem Tode bestätigt, daß er erst in den allerletzten Tagen die Todesgewißheit in sich aufgenommen hatte. Psychologisch

undenkbar ist die Annahme, er habe von Anfang an alles vorausgewußt, ebenso unvorstellbar, er sei schon mit dem Bewußtsein des einstigen Himmelsmenschen und Weltenrichters nach Gethsemane gegangen. In beiden Fällen müßte ihm sein Zagen zum ernsten Vorwurf gereichen. Ergreifend ist es vielmehr zu sehen, wie das Menschenkind zitternd und zagend, aber doch nie zurückweichend oder strauchelnd sich mit dem gewaltsamen Untergang vertraut machte, der ihm in seiner Messiasgewißheit und in seinem Sohngottesbewußtsein schwer begreiflich erscheinen mußte. Natürlich lag in solchem Kampfe auch die Möglichkeit, sich dem widernatürlichen Leiden durch die Flucht zu entziehen. Der Weg stand offen. Aber Jesus gegenüber ist es übel angebracht, in diesem Sinne von einer schweren Versuchungsstunde zu reden. Ein solch würdeloses Ende, ein solcher Seelenmord trat nie ernstlich in seinen Gesichtskreis. Es ist kein unauflöslicher Widerspruch, daß die schlafenden Jünger seine wenigen und zudem mehrfach wiederholten Gebetsworte verstanden haben. Ob das vor ihrem Einschlafen oder nach ihrer Erweckung durch den trostbedürftigen Meister, vielleicht auch im Halbschlummer geschah, wer wird das bestimmen wollen? Jedenfalls ist es begreiflich, daß die seelische Erregung Jesu sich diesmal auch in laut gesprochenen Worten Luft machte. Als Jesus die Fackeln erblickte, das Zeichen der nahenden Entscheidung, war er alsbald Herr seiner selbst. Ruhig und gefaßt tritt er der von dem Hohenpriester entsendeten Tempelwache entgegen. Die kopflose Verwirrung und Verzweiflung der Jünger während und nach der Gefangennahme hat nichts Auffälliges. Es betäubte sie die Tatsache, ihren Meister unterliegen zu sehen. Gewohnt auf seinen Wink zu achten, waren sie zum ersten Male auf sich selbst verwiesen. Mit der Gefangennahme be-

ginnt in höherem Maße das Bestreben der Erzähler, durch allerlei steigernde Zusätze die Würde und Erhabenheit des Meisters hervorzuheben. Dahin gehört das Niederstürzen der Häscher und die wunderbare Heilung des hohenpriesterlichen Knechtes. Es bedarf dieser Ausschmückung nicht. Jesus verriet keine Schwäche, auch nicht in den folgenden Verhören. Im Palaste des Hohenpriesters hatten sich unterdessen viele Mitglieder des Synedriums versammelt, die in gespannter Erwartung dem Ausgang der Fahndung entgegensahen. Man hatte die ganze Behörde von siebzig Mitgliedern zur offiziellen Aburteilung etwa auf morgens sechs Uhr eingeladen, viele waren auch von der Stunde der Fahndung unterrichtet worden. Alles das geschah unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Da noch in der Nacht ein großer Teil des hohen Rates sich einstellte und ein Drittel der Versammlung zur Beratung und Beschlußfassung genügte, so schritt man alsbald nach der Einlieferung zum Verhör. Man hatte Eile. Ehe die Festgemeinde von dem Prozeß erfuhr, mußte Jesus zur definitiven Aburteilung in den Händen des Pilatus sein. Nur so war jede Gegenbewegung ausgeschlossen und das Odium gemildert, daß man sich nicht gescheut hatte, die Festzeit durch eine Gerichtsverhandlung zu entheiligen. Glaubte man auch, durch die rasche Ausrottung dieses seelengefährlichen Neuerers Gott einen Dienst zu erweisen (Joh. 18, 14), so war doch die Stimmung der Menge nicht zu berechnen. Bei einer Anklage auf Tod und Leben war gesetzlich eine Prozeßdauer von zwei Tagessitzungen vorgeschrieben. Unter den herrschenden Umständen war davon keine Rede. Man begnügte sich mit zwei kurz aufeinanderfolgenden Sitzungen und suchte im übrigen, obgleich der Ankläger zugleich Richter war und der Angeklagte zum voraus verurteilt war, die Rechtsformen äußerlich zu

wahren. Als Hauptanklage diente vorläufig weder der Messiasanspruch Jesu noch die Tempelaustreibung, dagegen erschien als kapitales Verbrechen die Tempelrede, in der Jesus den Untergang des Tempels und den Triumph seiner Sache in Aussicht gestellt hatte, zumal da die Meinung vorherrschte, Jesus wolle mit eigener Hand den Tempel zerstören (Matth. 26, 61; 27, 40). Auf diesen Punkt vor allem erstreckte sich das Zeugenverhör. Als aber ihr Zeugnis der Widersprüche wegen nicht „fest" wurde, ließ der Hohepriester das zeitraubende Verhör fallen, trat vor Jesus und stellte die entscheidende Messiasfrage mit den Worten: „Bist du Christus, der Sohn des Hochgelobten?" Auf diesen unmittelbaren, nach Matthäus mit einer Eidesaufforderung verbundenen Appell an die persönliche Überzeugung des Angeklagten blieb dieser die Antwort nicht schuldig. Wie seit dem Einzug bekannte er sich auch hier als den Messias. Und da seine Hilflosigkeit diesem Anspruch allzu auffällig im Wege stand, war es da nicht angemessen, daß er darauf hinwies, daß er demnächst das Gewand der Niedrigkeit abstreifen und zum Schrecken seiner Feinde in himmlischer Herrlichkeit erscheinen werde? Nein und abermals nein! Man kann wahrlich nicht religiöser, politischer und apokalyptischer Messias zugleich sein, obgleich es so geschrieben steht (Mark. 14, 62; 15, 2). Jesus konnte nicht mit seinem eigenen Messiasideal im Herzen zuerst unter dem Zwang der Verhältnisse einen politischen Anlauf nehmen, dann, nachdem er mit dem Tode gerungen, ebenso trotzig als vorher verzagt seine Richter durch die Ankündigung seines himmlischen Erscheinens in staunende Empörung versetzen, um schließlich mit einer Klage über Gottverlassenheit zu sterben. Wozu diese Klage angesichts seiner siegreichen Wiederkunft? Wozu Gethsemane, wenn er doch ein bis zwei Stunden

später den gefährlichen Mut fand zu seiner apokalyptischen Messiaserklärung? Hoch über allem Buchstaben und Buchstabenglauben steht das klare Geschichtsbild Jesu und sein untrügliches Charakterbild, das jede Charaktervernichtung ausschließt. Zudem ist ein ins Gewicht fallendes Geschichtszeugnis an dieser kritischen Stelle nicht einmal vorhanden. Johannes schweigt sich aus, Lukas unterdrückt in auffälliger Weise die Wiederkunft Jesu, und Markus, dem Matthäus sich anschließt, ist nicht dazu angetan, Glauben zu erwecken, wenn wir in dreifacher Instanz bedenken, daß es sich um eine geschlossene Sitzung handelte, daß die Sanhedristen alles Interesse daran hatten, die Messiasaussage Jesu ebenso verleumderisch auszubeuten, wie es tatsächlich vor Pilatus geschah, und daß schließlich auch die Christengemeinde auf die Darstellung ihres Wiederkunftsglaubens an dieser Stelle nicht verzichten wollte. Wir begreifen vollständig, daß der Hohepriester, voreingenommen wie er war, das Messiasbekenntnis eines ohnehin verhaßten Sünderfreundes und Gesetzesverächters auch ohne aufregenden Zusatz als Gotteslästerung betrachten mußte. Im Grunde genommen handelte es sich jedoch nicht um irgendeine einzelne verderbliche Aussage, sondern um den Widerstreit zweier Weltanschauungen. So kann es nicht wundernehmen, daß Jesus auch von der ganzen Versammlung für schuldig befunden wurde. Daß sich einige der Sanhedristen zu unwürdiger Verspottung und persönlicher Mißhandlung Jesu hinreißen ließen, ist wenig glaublich, zumal da die Schilderung davon sich Zug für Zug an Prophetenworte anschließt. Der Form wegen versammelte man nach kurzer Unterbrechung der Sitzung das inzwischen vollzählig gewordene Synedrium nochmals in der Morgenfrühe. Von einer Revision des Prozesses war keine Rede. Man faßte nur den formellen Beschluß, den

Verurteilten an den Prokurator auszuliefern mit dem Antrag auf Hinrichtung, da die römische Obrigkeit sich die Bestätigung der Todesurteile vorbehalten hatte. Während so drinnen im Palaste die Würfel fielen, verleugnete unterdessen Petrus seinen Herrn und Meister draußen im Hofe, wohin er sich eingeschlichen hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Charfreitag. Epilog.

Eine richtige Tragödie gleitet unaufhaltsam der Schlußkatastrophe entgegen. In der geschichtlichen Entwicklung des Lebens Jesu ging es nicht anders zu. Seit dem Tage von Cäsarea Philippi hatte sich die tragische Entwicklung fortgesetzt gesteigert, und klar ließ sich voraussehen, daß Jesus an seinem unvermeidlichen Messiasanspruch zugrunde gehen werde. Vor Kaiphas und Pilatus trat der entscheidende Umschlag ein, der seinen Untergang besiegelte. Nach der Vorschrift des Aristoteles begleiten Furcht und Mitleid den tragischen Helden auf seinem verhängnisvollen Leidenswege. Das trifft auch diesmal zu. Wenn Aristoteles aber weiter meint, daß reine, unschuldige Charaktere sich nicht zum Träger der tragischen Handlung eignen, so kannte er nicht den Ausnahmefall eines weltversöhnenden, der Welt zu ewigem Heile gereichenden Untergangs. Die gottgeleitete Geschichte und die Helden der Geistesgeschichte folgen ihren eigenen Gesetzen. Nur das ersterbende Weizenkorn bringt Frucht, sagt Johannes in seiner geistreichen Weise. Erst mußte der Messias fallen, ehe das Bekenntnis „Jesus ist der Messias" seinen Siegeslauf antreten konnte. Das Drama von Golgatha hinterläßt, wie auch der Besucher der Oberammergauer Passionsspiele empfindet, keinen empörenden

Eindruck, sondern nur jene geforderte Wehmut, die schließlich in die „Katharsis" übergeht, jenes Gefühl der Beruhigung, jenes Bewußtsein der Befriedigung darüber, daß es sich auch bei der unheilvollen Schicksalswendung um den heilsamen Gang der göttlichen Vorsehung handelt. Dieser Wirkung zufolge ist die Geschichte Jesu die ergreifendste Tragödie der Weltgeschichte, von einer natürlichen Überzeugungskraft, die jeden Versuch, das Leben Jesu frei zu dramatisieren, als unnütz erscheinen läßt. Bei dieser Sachlage ist es in keiner Weise ein Gewinn, wenn man den Untergang des Gerechten zum Tode eines Gottes oder Halbgottes gestaltet, wie es in unsern Evangelien der Fall ist. In begreiflicher Verehrung wurde die Verhandlung vor Pilatus und die Hinrichtung auf Golgatha in einer Weise ausgeschmückt, daß für unser verwöhntes Auge die schlichte, schließlich gebrochene Leidensgestalt nur schwer zur Geltung gelangen kann. Da verhandelt Jesus als Geisteskönig mit Pilatus und führt ihn fast zum Glauben, obgleich er den Statthalter daran erinnert, daß er seine Macht nur von Gott hat. Dort am Kreuze aber spricht er mit übermenschlicher Kraft bis zum letzten Augenblick Worte der Liebe und des Sieges, und als er sein müdes Auge schließt, da bebt die verfinsterte Erde, der Tempelvorhang zerreißt, und die Toten erstehen aus ihren Gräbern. In Wahrheit war das Ende Jesu das eines schwer gepeinigten Märtyrers, der, nicht mehr in der Lage wirken zu können, sein einzigartiges Leben durch einen standhaften Tod krönte, aber durch die Nachwirkung seiner geschichtlichen Persönlichkeit und durch den dadurch hervorgerufenen Glaubensprozeß zum weltüberwindenden Sieger wurde. — So war denn der traurige Schlußakt gekommen. Es mochte etwa sieben Uhr in der Frühe sein. Die Bevölkerung hatte sich kaum den Schlaf aus den Augen ge-

rieben, da war Jesus bereits an Pilatus ausgeliefert. Sobald es bekannt wurde, strömte das Volk unaufhaltsam zur Residenz des Statthalters. Man streitet sich, ob dieses „Prätorium" in den prächtigen Palastbauten Herodes des Großen zu suchen sei, deren Mauern und Türme sich heute noch als stattliche Ruinen am Westende der Stadt erheben, oder in der Burg Antonia, die, aus der Makkabäerzeit stammend, dem Tempel gegenüberlag. Für diese spricht die Wahrscheinlichkeit, weil sie zugleich die römische Kohorte beherbergte (Mark. 15, 16). Auch ist sie der überlieferte Ausgangspunkt der vielerwähnten, von allen Jerusalembesuchern begangenen Via dolorosa. Pilatus war von der Dringlichkeit und Staatsgefährlichkeit des Falles zum voraus verständigt worden. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß seine Legionare bei der Verhaftung mitwirkten. Die von den Hierarchen vertretene Anklage stellte Jesus als Majestätsverbrecher dar, wobei der Messiasanspruch in politischem Sinne verwertet wurde. Diese Verschiebung des Anklagepunktes ist charakteristisch für die Skrupellosigkeit der Ankläger. Wir begreifen, daß Jesus gegenüber diesem Trugspiel von Gerichtsverhandlung die Majestät des Schweigens beobachtete. Sein Schweigen redete in seiner hoffnungslosen Lage eine nicht minder beredte Sprache als früher sein Wort und seine Tat. Er schwieg, weil er sterben mußte und — wollte. Selbst der unwahrscheinliche Fall eines Freispruchs konnte seine äußerlich verlorene Sache nicht mehr retten, seinen Messiasanspruch nicht durchsetzen. Trotzdem konnte Jesus die lügenhafte Taktik seiner Feinde nicht unterstützen, indem er sich auf die Frage des Pilatus kurzweg als König bezeichnete. Die Antwort „du sagst es" enthält eine entschiedene, freilich ungeschichtliche Bejahung. Es geht nicht an, darin eine Zuschiebung an Pilatus zu sehen, denn dieser hatte sich ja

noch keine Meinung gebildet. Die Evangelien setzen einfach verständnislos voraus, Jesus müsse sich gegenüber der Königsfrage des Pilatus ebenso verhalten haben wie gegenüber der Messiasfrage des Hohenpriesters. Nach solcher Selbstbeschuldigung wäre das lange Sträuben des Pilatus gegenüber der Anklage unerklärlich. In Wahrheit war Pilatus gegen die politische Anklage sehr mißtrauisch, denn staatstreue Gesinnung war nie ein Vorzug der geistlichen Führer gewesen. Er ahnte, daß sie Jesus aus religiöser Eifersucht verfolgten und wollte ihm anfänglich gerecht werden, zumal da er keine Neigung hatte, sich den ihm verhaßten Juden gefügig zu erweisen. Seine wahre Gesinnung gegen diese leuchtet noch gleichsam monumental aus der von ihm angeordneten Kreuzüberschrift hervor. Anderseits ist jedoch unwahrscheinlich, daß Pilatus, der als Beamter der römischen Kaiserzeit nicht gerade der Typus richterlicher Gewissenhaftigkeit war, durch wiederholte Unschuldserklärungen für Jesus offen Partei nahm, um dann den unwürdigsten Rückzug anzutreten. Auch der von Johannes angenommene beständige Wechsel zwischen sympathischer Zwiesprache des Pilatus mit Jesus und der vorgeschriebenen Öffentlichkeit der Verhandlung ist schwer denkbar. Von diesem Umstande abgesehen ist die von Johannes kombinierte Zwiesprache über das Wesen der Messianität Jesu (Joh. 18, 33—37) von einer hinreißenden inneren Wahrheit. Meisterhaft ist namentlich die skeptische Schlußäußerung des Pilatus: „Was ist Wahrheit?" Der Hartnäckigkeit der Kläger gegenüber wurde Pilatus allmählich die Sache unbequem. Ein Mittel sie loszuwerden bestand darin, daß er in falschem Vertrauen auf eine vorausgesetzte gewisse Volksbeliebtheit Jesu an die Ostersitte der Begnadigung anknüpfend dem Volke die Wahl ließ zwischen dem angeblichen Empörer Jesus und dem tat-

sächlichen Aufrührer Barrabas. Allein er hatte nicht mit dem Fanatismus gerechnet. Das Volk, ein gefügiges Instrument in den Händen der Priester, stand, als ob es nie geschwankt hätte, auf seiten seiner Führer. Es wählte Barrabas und forderte die Kreuzigung Jesu, jene römische Hinrichtungsweise, durch welche die Verantwortlichkeit für das Todesurteil der römischen Obrigkeit zufallen sollte. Der Ausgang des Kampfes zwischen dem zähen Fanatismus der Kläger und den meist recht ungeschickt gewählten Widerstandsversuchen des Pilatus war vorauszusehen. Als man Pilatus nach der sehr sachgemäßen Darstellung des Johannes mit einer Klage in Rom drohte, die er bei seiner sonstigen willkürlichen Amtsführung zu fürchten hatte, da war seine Widerstandskraft gebrochen. Bei dem drohenden Zuruf: „Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht," da erinnerte er sich zur rechten Zeit, daß er dem fanatischen Geschrei der Juden schon einmal hatte weichen müssen, damals als diese die Entfernung der römischen Feldzeichen aus Jerusalem als eines Ärgernis erregenden Bilderdienstes in Rom durchgesetzt hatten. Sein Interesse lag ihm näher als ein ohnehin gleichgültiges Menschenleben. Wie es scheint, war es schließlich kein eigentlicher offizieller Rechtsspruch, zu dem er sich herbeiließ, sondern nur eine widerwillige tatsächliche Befriedigung der Gegner, denen er seinerseits die Verantwortung zuschieben wollte. Jesus aber empfand es bei diesem Unterliegen als den schmerzlichsten Stachel, daß es im Grunde genommen sein eigenes heißgeliebtes Volk war, das mit seinem furchtbaren: „Kreuzige ihn!" den Ausschlag gegeben und seinen Messias verworfen hatte. Neuere Versuche, den jüdischen Schuldanteil zu verringern und den der römischen Obrigkeit zu vergrößern, haben weder im Evangelientext noch in der tatsächlichen Lage

der Dinge den mindesten Anhaltspunkt. Es folgen in kürzester Frist die letzten, schwersten Leidensstationen: die der Hinrichtung nach der Sitte vorangehende furchtbare Geißelung, die oft schon den Tod zur Folge hatte, der rohe Akt der Königsverspottung, die Kreuztragung, die der Gepflogenheit, aber diesmal nicht der Kraft des Verurteilten entsprach, schließlich die Kreuzigung mit neuem Hohn der Zuschauer. Von den verschiedenen erzählten Verspottungen Jesu ist die der Kriegsknechte über allen Zweifel erhaben. Die Herodesverspottung wird hinfällig mit der ganzen Herodesszene, die Lukas willkürlich auf der falschen Voraussetzung erbaut hat, Herodes habe Jesus zu sehen begehrt (Luk. 9, 9; 23, 8). Das gerade Gegenteil war der Fall. Herodes scheute Jesus, wie er sich vor Johannes gefürchtet hatte (Mark. 6, 14 ff.; Matth. 14, 1 ff.; Luk. 13, 31 ff.). Von der Überführung in den Palast des Herodes müßten zudem auch die anderen Evangelisten unbedingt etwas wissen, abgesehen davon, daß bei der Hast, mit der der Prozeß betrieben wurde, schwerlich für eine solche Unterbrechung Zeit blieb. Die Königsverspottung ist dagegen nicht nur gut bezeugt und in der Situation begründet, sondern sie wird auch kräftig gestützt durch archäologische Gründe. In den damaligen satirischen Momusszenen der Römer war die Verspottung der Juden und der Könige ein sehr beliebtes Motiv. Bei dem hellenistischen Schriftsteller Philo wird auch die öffentliche Verspottung eines Judenkönigs in einer derartigen Aufführung in Alexandrien erzählt, wie Hermann Reich kürzlich in einer Abhandlung berichtet („Der König mit der Dornenkrone", Teubner 1905). Somit kann nicht behauptet werden, daß das von den römischen Soldaten veranstaltete Schauspiel diesen ferne gelegen habe. Die jüdischen Weltherrschaftshoffnungen waren auch verbreiteter als man glaubt; sie

werden von Josephus und Cicero, Sueton und Tacitus erwähnt. Über Jesu Ende erfahren wir im Grunde wenig Zuverlässiges. Nicht einmal die Zeit der Hinrichtung läßt sich feststellen bei dem Widerspruch zwischen Johannes (19, 14) und Markus, der schablonenmäßig seine Vierteltagsrechnung anzuwenden pflegt (15, 25; 33; 34). Von den Jüngern war keiner anwesend. Die befreundeten Frauen aber, die von ferne zuschauten und auf deren Aussagen der ursprüngliche Evangelienbericht wesentlich beruhen mag, können nicht als vollwichtige Zeugen gelten. Was sollte zudem zu berichten sein? Von einem zum Tode Erschöpften sind keine erbaulichen Ansprachen zu erwarten, namentlich nachdem glaubwürdig dargetan ist, daß ein Gekreuzigter kurze Zeit nach seiner Aufhängung nicht mehr zu sprechen vermag. Von den Kreuzesworten ist ohnedies nicht nur das erhebendste, die Fürbitte für die Feinde, in den besten Handschriften unbezeugt, sondern auch die übrigen Worte können vor den Ergebnissen der Kritik nicht bestehen mit Ausnahme des von Markus und Matthäus vertretenen Klagerufes: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Bekanntlich bildet er den Anfang des Psalms 22. Auch dieses dem eigenen Schicksal gewidmete Wort könnte daher Bedenken erregen. Ein Sterbender zitiert nicht mehr. Zudem ist es verdächtig, daß aus diesem Psalm die ganze Kreuzigungsszene überreichlich illustriert wurde. Allein die Gründe für die Geschichtlichkeit dieses Wortes sind überwiegend, falls wir annehmen, daß es zu Anfang des Kreuzesleidens gesprochen wurde. Seine treue Überlieferung trotz der dogmatischen Anstößigkeit, das erzählte Mißverständnis, als ob Jesus den Elias angerufen habe, die aramäische Form des Zitats bei Markus, das alles fällt zu seinen Gunsten ins Gewicht. Auch als Zitat verliert das Wort seine Auffälligkeit unter

der natürlichen Voraussetzung, daß es schon tagelang die Seele des edlen Dulders bewegte. In seiner Stimmung reiht es sich ungezwungen an den Seelenkampf in Gethsemane. Erwägt man, wie Jesus trotz des Zusammenbruchs seiner Hoffnungen bis zuletzt auf den Vater baute, wer sollte da den aus gepreßter Brust hervorquellenden Seufzer nicht verständlich finden? Es ist ein unnatürlicher Glaube, der das Übermaß des Leidens überspringt, um dem sterbenden Messias reine Welterlösungsgedanken beizulegen. In Wirklichkeit konnte der Dulder von Golgatha eben wegen seines unerschütterlichen Gottvertrauens über das Leidensrätsel in der schwersten Stunde nicht hinwegschlüpfen. Dadurch tritt uns Jesus nur menschlich näher. In der letzten bangen Frage der Gottverlassenheit lag viel Enttäuschung, aber ohne Bitterkeit und Vaterzweifel. Wie der Dichter seinen Psalm im Glauben endete, so auch der Messias sein Leben. Es war ein Sieg trotz äußeren Unterliegens. Im Geiste auf Golgatha stehend, brauchen wir an keine Erlösungstheorie zu glauben, um die Empfindung zu haben: „Der Ort, da du stehst, ist heiliges Land". Mit dem Schlußtermin des Leidens Jesu wird Markus ungefähr im Rechte sein. Schon nachmittags drei Uhr neigte er sein Dulderhaupt. Es blieb demnach noch Zeit, vor Sabbatanbruch den Leichnam beizusetzen. Ein versöhnender Abschluß der Leidensschmach ist es, daß dem Herrn von Freundeshand ein ehrliches Grab bereitet, von Jüngerinnen eine letzte Ehre zugedacht wurde.

Wir aber stehen unwillkürlich still und blicken von Golgatha aus tief aufatmend zurück auf eine kurze Erdenlaufbahn sondergleichen. Wir suchen nach einem Wort, das der Größe Jesu entsprechen möchte und finden es bei Johannes, der trotz seiner Vermischung von Idee und Geschichte das tiefste seelische Verständnis für das Wesen

des Herrn kundgibt, indem er ihm die Grabschrift setzt: „In ihm war Leben, und sein Leben war das Licht der Menschen" (Joh. 1, 4). Sein Leben war durchsichtig klar, obgleich ihn das Geheimnis des Genies umschwebt, das man auch das Geheimnis der Offenbarung nennen darf. Unerklärlich in dem Grad seiner Vollendung, erklärt es sich doch völlig aus sich selber und seinen natürlichen Bedingungen. Denn das, worüber gestritten wird, Wunderkraft und Wiederkunftsglaube, sind unerweisliche Zufälligkeiten, die auf Charakter und Geschick Jesu keinen Einfluß haben, höchstens einen verwirrenden. Was nach seinem Tode geschah, gehört zum voraus nicht ins Leben Jesu. Zum Aufblick auf ihn genügt vollauf sein wechselvolles, kampfreiches Dasein, das eine Welt von Ewigkeitsgedanken umschloß, sein Leben des Lichts, das hellen Schein wirft auf den Weltgang wie auf den Lebensgang des einzelnen Erdenkämpfers, der zum Verständnis gelangen will über das Wesen des Menschen und seine ewige Bestimmung. Denn was er uns als Erbe hinterließ, ist nicht irgendein mystisches Gut oder eine bloße Lehre, sondern eben sein geschichtliches Leben, und diese einzigartige, packende Wirklichkeit ist größer als das, was die Überlieferung daraus gemacht hat. Diese Wirklichkeit bietet uns der Wunder größtes, die Verkörperung der Religion in einem individuellen und doch zugleich universellen Charakter, in welchem alle menschlichen Dissonanzen sich auflösen. Schon rein psychologisch betrachtet war Jesus „der Schönste unter den Menschenkindern". Seine schöne Menschennatur war frei von jeder Einseitigkeit. Intellekt, Gemüt und Wille standen in wunderbarem Einklang. Kein Wunder, daß auch die Gegensätze der ethischen Eigenschaften sich in seinem Charakter harmonisch ausglichen. Edle Leidenschaft und duldende Gelassenheit, Hoheit und Demut, heiliger Ernst

und hellenische Lebensfreude, Einsamkeitstrieb und Weltaufgeschlossenheit, aufopferndes Berufswirken für das Ganze des Gottesreiches und teilnehmendes Eingehen auf die seelischen Bedürfnisse jedes einzelnen sind in ihm geeint und überragt von einer alles überwindenden Gottes- und Menschenliebe, die weder Menschenfurcht noch Menschenverachtung aufkommen ließ. Die Triebkraft seines Wesens war aber seine religiös-sittliche Energie. „Wenn wir tiefer in sein Leben hineinschauen, sagt Bousset, so sehen wir beides: die ungeheuren bewegenden Mächte unter der Oberfläche seines Lebens und die heroische sittliche Kraft, mit der diese gehalten werden." Nun, wenn wir den Quellen seines Lebens nachspüren, so gehen wir nicht fehl, wenn wir sie suchen in den unergründlichen Tiefen seines Gottvaterglaubens. Der Vater war ihm kein toter Begriff, sondern die wirklichste und wirksamste aller Realitäten, er war das einzige Dogma, an das er glaubte, und dieses Dogma war Leben. Seines Willens war er sich in jeder Lage seines Lebens bewußt. Auf dieser fast naturnotwendigen Hingezogenheit zu Gott, auf dieser unbedingten Gottesnähe beruht die große Natürlichkeit seiner Religion, die nichts wußte von Formelwesen, Scheinleben und Verirrung, weshalb Jesus auch frei blieb von seelischer Verkrüppelung. Wir werden uns in dieser Hinsicht stets vor der Unerreichbarkeit Jesu beugen müssen. Dennoch ist er unser, ja umso mehr unser Fürst und Führer auf den Menschheitswegen, denn richtig läßt ihn Johannes sagen: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich."

Fast zwei Jahrtausende sind indessen ins Land gezogen. Unsere Kultur ist mächtig gewachsen, auch unsere hauptsächlich vom Christentum beeinflußte Humanität, namentlich soweit sie öffentlich in die Erscheinung tritt. Aber unsere Suche nach dem Reiche Gottes ist dieselbe geblieben.

Für uns ist sie nichts anderes als die Suche nach dem Glück. Wenn wir hierin nicht weiter sind, so liegt das vor allem an der Rückständigkeit unseres Religionswesens. Der Romanismus ist erstarrt in überlebten Formen, wenn er auch das unparteiische Zeugnis verdient, daß die Religion ihm seltener so völlig abhanden kommt wie in „aufgeklärten" protestantischen Kreisen. Die Reformation ist, nicht im Sinne Jesu, auf halbem Wege stehen geblieben. Unverzeihlich ist es aber, wenn man heute noch nicht einsehen will, daß es sich bei allen den kirchlichen und innerkirchlichen Gegensätzen im Grunde genommen nicht um ein Mehr- oder Mindermaß des kirchlichen Glaubens handelt, sondern um den Gegensatz von Individualismus und Herdentum. Wenn das alles nivellierende Herdentum in Politik und Leben, ja sogar auf den höheren Kulturgebieten unstreitig mehr und mehr an Ausdehnung gewinnt, so macht sich desto mehr die Forderung geltend, daß der Individualismus wenigstens in der Religion, seiner eigensten Domäne, zu seinem Rechte komme, und daß jeder wenigstens auf diesem Gebiete „seine Seele rette". Wenn die Kirche hierzu mitwirken kann und will, umso besser. Auf protestantischem Boden sollte das möglich sein. Das Zurücksehen auf die Reformatoren hilft uns nicht allzuviel. Auch sie waren begrenzt. Jesus allein ist unbegrenzt in dem, worauf es ankommt. Er allein führt aus der Beschränktheit dieses Daseins in die Weite, er allein verbindet ohne inneren Widerspruch Weltfreudigkeit mit der Kraft der siegreichen Selbst- und Weltüberwindung. Das macht, weil sein Anker in Gott ruht. Wann es Frühling werden wird auf Erden, wissen wir nicht. Wir warten nicht auf einen neuen Messias, noch auf die Wiederkunft des alten. Aber wir warten darauf, daß der geschichtliche Christus, frei von den Hüllen, mit denen ihn der

menschliche Unverstand umkleidet hat, zur Erscheinung gelange und in unsrer Kultur endlich Leben und Gestalt gewinne, denn nur dem Christentum Christi, nur seinem freien und starken Gottvaterglauben und seinem kraft- und liebeerfüllten Menschentum gehört die Zukunft.

Altenburg, S.-A.,
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Oct 31, 1908